

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

474

DER
unbezahlbare
MENSCH

VORWORT VON
WALTER DIRKS



KÄTHE VOGT VERLAG · BERLIN

Eugen Rosenstock-Huessy

1888 in Berlin geboren. Einem schweizer Brauch folgend, verbindet er nach der Heirat den Namen seiner Frau - Huessy - mit seinem eigenen.

1912, mit 24 Jahren, ist er der damals jüngste deutsche Privatdozent für Staatslehre und Rechtsgeschichte.

Den ersten Weltkrieg hat er als Offizier an der Front mitgemacht. Schon hier hat er in den Arbeitslagern seiner Division ein Beispiel sozialer Arbeit geleistet. 1919 geht er zu Daimler-Benz und wird Mitherausgeber der Daimler-Werkzeitung in Untertürkheim.

Sein weiterer Weg führt vom ersten Leiter der Akademie der Arbeit in Frankfurt/M. über den

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DER
UNBEZAHLBARE
MENSCH

KÄTHE VOGT VERLAG · BERLIN

Die ersten acht Kapitel aus dem Englischen übertragen
von Gertie Siemsen

Copyright 1955 by Käthe Vogt Verlag, Berlin
Gesamtherstellung: A. Seydel Druck und Buchbinderei G.m.b.H., Berlin
Printed in Germany 1955

Fürs Hedi in Zürich

Liebe Schwägerin,

als Du und ich jung waren, da machte mir Dein Singen bei der Heuernte große Freude. Und ich wagte zu hoffen, die unsangbarste aller Lehren, die von der Nationalökonomie, für Dich in eine sangbare Schrift umzugießen; Die Wirtschaft der Lebensalter sollte sie heißen, und seit über dreißig Jahren hat sie mir vorgeschwebt. In äußerster Bedrängnis bei der Einwanderung in Amerika konnte ich auf den Plan als Reserve zurückgreifen.

Jener alte Sang aber wird Dir nie ertönen. So wie das Haus in Säckingen an der deutsch-schweizer Grenze uns nicht mehr birgt, so hat blutiger Ernst alle eingeschüchtert. Und von weit her erklingt nun, was dereinst so nah klang.

Trotzdem können wir uns noch in der Umwandlung des großartigen Gesetzes getrösten:

Spät erklingt, was früh erklang.

Glück und Unglück wird Gesang.

Darum bringe ich Dir die nüchterne Form der gleichen Gedanken. Was diese Schrift etwa noch an gefälliger Fröblichkeit besitzt, verdankt sie jenen herrlichen Heimatzeiten. Möge sie Dir nicht nur unvertraut klingen.

Dein Eugen

Four Wells · Norwich, Vermont · 9. November 1954

INHALT

Vorwort 9

Das Thema: Das Geheimnis des Menschen 15

DIE BRUCHTEILE DES MENSCHEN

Wen leitet die Betriebsleitung? 21

Der Produktionskalender 29

Das Gesetz des Plural:

Das Molekül der Produktion 56

Das Gesetz des Kollektiv:

Die Arbeiterbewegung 78

Das Gesetz des Dual:

Das Große an der Fortpflanzung 93

Das Gesetz des Singular:

Der mit sich selber einige Mensch 120

Der Formenreichtum der Gesellschaft 136

DIE WIRTSCHAFT IM GROSSEN UND GANZEN

Partner, Bruder, Stern 139

Eva oder die Folgen der Arbeitsteilung 141

Gestirne und Combines 152

Der Stamm in der Fabrik 161

Der Präzedenzfall 179

WEM GEHÖRT DER BETRIEB?

Der falsche Aristoteles 183

Kirche und Wirtschaft 187

Die Zeugungskraft der Industrie 190

Anmerkungen 201



VORWORT

Es ist verwunderlich genug: man muß Eugen Rosenstock-Huessy in Deutschland vorstellen, und die Angaben des Titelblatts genügen dazu nicht.

Zwar gibt es zwei (einander überschneidende) Kreise von Menschen, die ihn kennen, aber offenbar erhebt sich zwischen ihnen und der breiten Öffentlichkeit, die offizielle eingeschlossen, eine Scheidewand, die schwer zu durchdringen ist.

Man darf vermuten, daß Eugen Rosenstock-Huessy sich darüber wundert, und daß er darunter leidet. Denn das, was er zu sagen hat, richtet sich an das öffentliche Bewußtsein ebenso sehr Deutschlands wie der Vereinigten Staaten, und zwar ebenso sehr an die Wissenschaft (der Soziologie, der Sozialpsychologie, der Pädagogik, der Ökonomie, der Politik) wie an die Theologie und an die Praxis, an mögliche Freunde und Bundesgenossen in fast allen Sparten des deutschen Lebens, und seine Einsichten sind nicht um ihrer selbst willen da: sie wollen Folgen haben; sie rufen danach, verwirklicht zu werden.

Wer diese sonderbare „Erfolglosigkeit“ eines bedeutenden Kopfes (und Herzens) erklären will, mag zunächst meinen, dieser Autor stehe sich selbst im Wege: er spreche eine gar zu eigenwillige Sprache, die Ergebnisse seines Nachdenkens seien schwer assimilierbar; seine Begriffe – sind es überhaupt „Begriffe“? – seien ungeeignet, Verbindungen mit geltenden Begriffen, mit den Begriffen der deutschen Wissenschaft, der deutschen Politik, der politischen Bewegungen und Organisationen, der öffentlichen Meinung, mit der Begriffssprache der Philosophen und Theologen einzugehen. Wer näher zuschaut, wird freilich bald verstehen, daß solche Eigenwilligkeit nur zu einem Teil, zu einem

nicht entscheidenden Teil, der persönlichen Lust am Ungewohnten und Ungewöhnlichen, an der Überraschung oder gar am Brillanten, Paradoxen und Skurrillen entspringt. In Wahrheit spricht sich in dieser oft verblüffenden Sprache und Begrifflichkeit die Einsicht aus, daß die Wirklichkeit selbst anders ist als ihre deutsche Ideologie, als ihr theoretischer Ausdruck im gegenwärtigen wissenschaftlichen und politischen Bewußtsein. Ob es sich um „den Staat“ und „die Gesellschaft“ handelt, um „Individuum und Gemeinschaft“, um „Kapital und Arbeit“, um „Arbeitgeber und Arbeitnehmer“, um „Betrieb und Unternehmer“, um „Kirche, Geist und Seele“: die Formeln passen nicht, sie decken sich nicht mit der Wirklichkeit, sie greifen nicht, sie lassen nicht begreifen, sie sind nicht mehr wahr, oder sie sind gar niemals ganz wahr gewesen. Ähnliches gilt von den „Revolutionen“ der europäischen Geschichte, ihren scheidenden und entscheidenden Ereignissen. Auf dieses Mißverhältnis zwischen Begriffsschema und Wirklichkeit will uns dieser Autor stoßen; das heißt, er will uns auf die Wirklichkeit selbst stoßen. Er will uns soweit bringen, daß unsere Begriffe ihre Starrheit verlieren, ihre Fixierung an Systeme, die ein Eigenleben führen, insbesondere an falsche Alternativen. Deshalb kann er sich selbst dieser Begriffe nicht oder vielmehr nur kritisch und manchmal ironisch bedienen, – nicht um sie ganz preiszugeben, sondern um sie schmiegsamer und wahrer zu machen, hintergründiger und wahrer, kritischer und wahrer.

Die beiden Personenkreise in Deutschland, die Eugen Rosenstock-Huessy kennen, sind seine alten und seine neuen Freunde. Die neuen haben sich kaum konstituiert, aber ich kenne immerhin eine Reihe von Studenten und jungen Menschen, die diesen ungewöhn-

lichen Mann nach dem Krieg neu und für sich selbst entdeckt haben, ohne jede Kenntnis des vernationalsozialistischen Autors, angerührt durch einen Vortrag, den sie hörten, oder durch die Lektüre der Bücher, die neu erschienen sind: „Der Atem des Geistes“, „Heilkraft und Wahrheit“, der neuen Auflage der „Europäischen Revolutionen“, der Rede über „Das Geheimnis der Universität“. Wer ein Organ für die Sprache dieses Mannes hat oder für die Wahrheit, deren Anwalt er ist, braucht nicht viele Seiten zu lesen; er merkt sofort auf oder er wird gar aufgescheucht, – auch wenn er den „alten“ Rosenstock und seine Bedeutung nicht gekannt hat.

Dieser „alte“ Rosenstock, Jurist und Soziologe, der in dem Deutschland zwischen den beiden Kriegen oder vielmehr zwischen dem Zusammenbruch der wilhelminischen Scheinordnung und der Diktatur vielfältig wirkte, zunächst als Professor in Breslau, hatte eine breitere Resonanz und einen besser konstituierten Freundeskreis. Aber es gehört zum Schicksal der Weimarer Republik, daß die aus der Wurzel der Jugendbewegung entsprossenen Männer und Ideen, soweit sie sich nicht ins Völkisch-Nationalistische und Nationalsozialistische oder in den Kommunismus pervertieren ließen, nicht zum Zuge kamen. Nicht die ewig Jugendbewegten sind gemeint, sondern die, welche die Jugendbewegung erfahren, überwunden und in ihrer Lebenssubstanz verarbeitet hatten. Diese Frauen und Männer waren an vielen Stellen tätig, anregend und führend, als „Salz der Erde“, aber darüber hinaus auch prägend und bildend, – doch schloß sich dieses ihr Wirken nicht zu jener Revolution oder großen Reform zusammen, welche der Republik ein neues Gesicht gegeben hätte. Im Grunde saßen sie alle mehr oder weniger zwischen den Stühlen, zwischen den

Massen und den Managern, zwischen der Staatsverwaltung und den politischen Bewegungen, zwischen der Wirtschaftsführung und der Arbeiterbewegung, zwischen Liberalismus und Sozialismus, zwischen dem Sozialismus und der Kirche und auch zwischen den beiden Kirchen. Als nonkonformistisches Element beunruhigten sie viele Fronten, als produktives Element leisteten sie viele gute Dienste (so vor allem in der Pädagogik und in der Erwachsenenbildung). Sie hielten auch einigermaßen, wenn auch nicht genügend, Tuchfühlung miteinander, und Martin Bubers Wort von den „Realgesinnten“ in allen Parteien und Kirchen und Bewegungen ließe sich gut auf diese Frauen und Männer anwenden, die von den sogenannten „Realpolitikern“ für „Idealisten“ gehalten wurden; in Wahrheit waren und sind sie „reale Humanisten“. Aber niemals geriet ihnen der „Durchbruch“, die politische Verwirklichung.

Zu ihnen gehörte Eugen Rosenstock-Huessy. In ihrem Kreis wurde sein Wort aufgenommen.

Von seiner 1914 erschienenen Arbeit „Königshaus und Stämme“ wußten wir nichts. Aber ich erinnere mich noch, wie erhellend und befreiend sein Buch „Werkstattaussiedlung“ uns traf, die Idee einer Dezentralisierung und Personalisierung der Industrie. Das Ende der um das Dampfkraftwerk herum strukturierten Mammutfabrik mit ihren ungegliederten Arbeitermassen schien gekommen: der elektrische Strom schien die kleinere und gegliederte Arbeitsgruppe möglich zu machen, in der das Massenschicksal überwindbar sein mußte. Der Autor distanziert sich in diesem seinem neuesten Buch „Der unbezahlbare Mensch“ von der „Werkstattaussiedlung“, er setzt nun tiefer an und argumentiert breiter, aber der damals – 1922 – begonnene Erkenntnisansatz bewährt seine Fruchtbarkeit noch

heute. Wir finden seine Spur in diesem neuesten Buch auf jeder Seite. Immer noch geht es um den Betrieb, dessen Wirklichkeit und Möglichkeiten heute freilich nicht mehr nur gegen die größeren und anonymen Mächte des Kapitals und der Arbeiterbewegung gesichert werden müssen, sondern auch gegen Betriebsromantik und Betriebsideologie, gegen die eifrige Betriebspsychologie und gegen eine atomisierende soziologische Empirie. Stärker aber als damals ist diese Einsicht verknüpft mit den Einsichten, die der Historiker und der Theologe gewann. Früher ließen mindestens für den flüchtigen Blick die „Europäischen Revolutionen“ von 1931 und die Zusammenarbeit mit Joseph Wittig im „Alter der Kirche“ einen anderen Rosenstock erkennen als den, der in der Arbeitsdienst-Bewegung tätig war und die „Werkstattaussiedlung“ geschrieben hatte; dort hatte man es mit dem gläubig-nonkonformistischen christlichen Theologen zu tun und mit dem Historiker der Gesellschaft und des Geistes, der die europäische Universalgeschichte im großen Stil und mit neuen Methoden deutete und von da aus unsere eigene Aufgabe bestimmte, hier mit dem praktischen Sozialpolitiker und sozialen Volksbildner, der das Gesicht der Erwachsenenbildung mitbestimmte. In den fünfzehn Kapiteln des Buches „Der unbezahlbare Mensch“ sind diese beiden Seiten des einen Denkers aufs engste miteinander verbunden, und seine Methode, ein vom Licht des Sprachgeistes erleuchteter Realismus des unbefangenen Auges, erweist großartig seine Fruchtbarkeit.

Ich muß die Versuchung abweisen, dieser Methode an dieser Stelle nachzugehen. Sie spricht vor dem, der Ohren hat zu hören, für sich selber, und sie bedarf keiner Rechtfertigung. Daß der Autor auch in diesem Buch immer wieder zum Widerspruch reizt, spricht

nicht im geringsten dagegen. Er hat es ja auf den Widerspruch angelegt, – nicht freilich um des Widerspruchs willen, sondern um des Einverständnisses willen, das nur durch den Widerspruch hindurch zu gewinnen ist. Dieser Denker geht nicht systematisierend vor oder das Gelände abtastend und sichernd, sondern kühn und provozierend, im sicheren Sprung; die erschlossene Sprache, die studierte und erschlossene Geschichte und die leibhaftige Erfahrung wirken zusammen. Erst recht wäre es sinnlos, die Einsichten von Zeit und Raum, von der singularen, dualen, pluralen und kollektiven Struktur des Menschen, die so viele falsche Alternativen zurechtrücken, und alles, was sich daraus für Ehe, Arbeit und Staat ergibt, mit schlechteren Ausdrücken zu wiederholen. Wir haben es zum Teil mit neuen Aspekten und Konfigurationen zu tun, zum Teil mit originären neuen, darunter bestürzenden Erkenntnissen.

Wenn man versucht ist, ein Werk, das so großartig für sich selbst spricht, in Deutschland eigens anzuzeigen, so spricht sich darin das ganze Elend eines geistigen Betriebes aus, der zu sehr den Monolog statt den Dialog gewohnt ist und im übrigen dem Laster frönt, vorschneidlich zu rubrizieren. Es sieht fast so aus, als wollten wir uns in dem ersten Punkt ein wenig bessern. Die Geister scheinen etwas redlicher ins Gespräch zu kommen. Dies und die Beunruhigung, welche die Sicherheit der restaurativen Epoche wenn nicht erschüttert, so doch anstößt, mag eine Chance für Eugen Rosenstock-Huussy sein: er sollte in seinem Vaterland nicht mehr nur von den Menschen gehört werden, deren Aufnahmeorgane auf seine spezifische Wellenlänge ansprechen, sondern endlich von der Nation.

Walter Dirks

DAS THEMA

Das Geheimnis des Menschen

Die Grundlage für die folgenden Kapitel bildeten die Vorlesungen, die ich 1935 am Lowell Institute in Boston halten durfte. Die Vorlesungen versuchten, die neuen Rätsel zu formulieren, die dem Menschen von seiner eigenen Entwicklung aufgegeben werden. Es ist dem Menschen gelungen, seine Welt zu mechanisieren. Er hat die Natur organisiert. Da er dies mit so außerordentlichem Erfolg getan hat, wirft seine Tat die Frage nach der Stellung des Menschen innerhalb der Natur mit erneuter Dringlichkeit auf. Der Mensch selber wird zu einem immer größeren Geheimnis. Daher erhebt sich ganz von neuem die Frage, wie weit der Mensch zur natürlichen Welt gehört und wie weit er deshalb in eine soziale Welt eingeordnet werden kann. Diese Zeilen wurden mit der Absicht geschrieben, das Wissen darum, daß wir hier wirklich einem Geheimnis erster Ordnung gegenüberstehen, wieder lebendig zu machen. Was für ein Geheimnis ich meine, wird hoffentlich aus einigen herkömmlichen Thesen über den Menschen deutlicher werden.

„Alle Menschen hören auf die Stimme der Vernunft. Was wir böse nennen, ist im Grunde nur Unwissenheit“, sagten die Lehrbücher in der Blütezeit des Liberalismus.

„Jedermann hat seinen Preis in einer Welt des Geldes“, dachte Herr G. B. Shaw und versuchte das in „Major Barbara“ zu beweisen.

„Der Mensch ist unberechenbar“, rief John Galsworthy und malte den Untergang einer Zivilisation in unschätzbaren Farbtönen.

„Du, Mensch, bist mein Bruder“, empfand General Booth und behandelte den Mitmenschen wie sich selbst.

In diesen verschiedenen Aussagen zeigt sich nun sehr deutlich die Verlegenheit unserer heutigen Welt. Wir wissen nicht mehr oder sind uns zumindest nicht mehr einig darüber, was *der Mensch* ist. Handeln die auf Gerate wohl angeführten Aussagen wirklich von ein und demselben Gegenstand? Treffen sie zutiefst das gleiche? Versinnbildlichen der Herr Jedermann aus der Welt Bernard Shaws und der „Sehr Ehrenwerte Adam Mensch Wohlgeboren“ in einem Roman von Galsworthy wirklich ein und dasselbe?

Viele Jahrhunderte lang war es die allgemeine Auffassung der Wissenschaft, daß der Mensch etwas Bestimmtes sei und daß er bestimmt, das heißt definiert werden könne. Der Mensch schien ebenso bestimmt und unverkennbar wie alle anderen Dinge zu sein. Und insbesondere die Wissenschaftler waren recht sicher, daß der Mensch ein Stück Natur wie alles andere sei. Sie glaubten daher fest, daß er wie alles andere auch untersucht und erforscht werden könne. Nachdem einige Jahrhunderte lang beständig gelehrt worden war, daß die gleiche naturwissenschaftliche Methode auch auf den Menschen „wie bei allem anderen“ angewendet werden könne, erhoben die Wissenschaftler dies schließlich zum Dogma. Nie wurde auch nur ein Einwand gegen diese Methode laut.

Ich erhebe dagegen mit allem Nachdruck einen Ein-

wand. Mein ganzes Leben lang hat mich diese Methode, den Menschen „wie alles andere“ zu behandeln, in Verwunderung versetzt. Heute fange ich an einzusehen, warum der Herr Jedermann des Herrn Shaw nicht wirklich mein Bruder ist und warum der Mitmensch es ist. Ich fange an zu begreifen, warum z. B. J. J. Rousseau und Thomas Paine den Weg für Stalin und Hitler zugleich geebnet haben.

Ich greife hier die These von der Gleichförmigkeit des Menschen an. Ich greife die Behauptung an, daß die Regel „A gleich A“ auf die Menschen angewandt werden könne. Ich greife die dogmatische Selbstgefälligkeit an, mit der wir die Menschheit wie alles andere behandeln. Dennoch bin ich mehr als je von der Einheit der Menschheit, von dem gemeinsamen Ziel und der gemeinsamen Bestimmung aller Menschen überzeugt und von der drängenden Notwendigkeit, die Menschlichkeit wiederherzustellen.

Wahrscheinlich hängt meine Schwierigkeit auf die eine oder andere Weise mit der chaotischen Verwirrung in unserer politischen Welt zusammen. Ich bin ja schließlich der Zeitgenosse von Kriegen, Revolutionen, Pogromen, Hungersnöten und Wirtschaftskrisen. Die chaotische Ratlosigkeit in bezug auf den Menschen ist überall sehr groß. Und der Dogmatiker könnte darauf hinweisen, daß mein offenes Eingeständnis einer Schwierigkeit, wo er nie eine sah, und meine leidenschaftliche Suche nach einer Lösung zur Genüge beweisen, daß mein Geist und meine Leidenschaft nicht imstande waren, mich von der Ansteckung mit der epidemischen Verwirrung draußen fernzuhalten.

Der dogmatische Wissenschaftler ist ganz gewiß nicht verwirrt. Ihm sind jedes Ding und jedermann absolut klar. Er ist glücklicher als ich in meinem Dilemma. Er hat nie sein oberstes Prinzip bezweifelt, wonach der

Mensch ein festumrissener Gegenstand für Wissenschaft und Forschung ist.

Aber das Fehlen von Zweifeln und ungetriebene Glückseligkeit sind selten Bundesgenossen wissenschaftlichen Fortschritts. Immer geht dem Fortschritt der Wissenschaft voraus, daß wir uns nicht mehr wohl fühlen bei einem herkömmlichen Dogma. Und ich meine, ich bin nicht der einzige, der sich nicht mehr wohl fühlt bei dem herkömmlichen Dogma über die Natur des Menschen. In diesem Punkt haben ganze Völker ihre Sicherheit verloren. Ein Wirbelsturm böser Geister rüttelt an den Grundfesten der menschlichen Gesellschaft, weil ein altes Dogma – außer von seinen Hohenpriestern, den Spezialisten in den verschiedenen Wissenschaften vom „Menschen“ – nicht mehr geglaubt wird. Ihre Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit muß ich respektieren, und ich würdige durchaus ihre ehrliche Überzeugung, daß in diesem politischen und sozialen Tollhaus sie die einzigen geistig gesunden und nüchternen Menschen sind.

Aber unsere Welt bricht zusammen, weil man heute recht wesentliche Irrtümer über den Menschen als Wissenschaft ausgibt.

Ich stimme mit den Dogmatikern allerdings darin überein, daß unter Druck oder unter Rücksichtnahme auf volkstümlichen Aberglauben und populäre Wünsche keine wissenschaftliche Antwort gegeben werden kann. Aber es geht ja nicht darum, zwischen der Republik der Gelehrten und dem politischen Dogma des Bolschewismus oder Faschismus eine Wahl zu treffen. Sondern wir müssen uns entscheiden zwischen dem Hochmut des Wissenschaftlers, der ein für allemal zu wissen wähnt, daß der Mensch ein Teil der Natur ist, und dem vorsichtigen Eingeständnis, daß wir darüber nichts aussagen können. Mir scheint, nur der, der offen

zugibt, daß er ebenso verwirrt wie seine Mitmenschen ist und daß er unter dem Druck eines möglichen Zusammenbruchs unserer Gesellschaft arbeitet, kann hoffen, wissenschaftliche Antworten zu finden, die zur neuen Festigung unseres sozialen Gebäudes beitragen können. Ich gebe daher zu, daß

Multiformis proditoris
Ars ut artem falleret,¹⁾

diese Gedanken über die „Multiformity of Man“, d. h. über den Formenreichtum der Gesellschaft gedacht wurden.

DIE BRUCHTEILE DES MENSCHEN

•Wen leitet die Betriebsleitung?

Der Arbeiter, der am Fabrikator seine Kontrollkarte stempeln läßt, muß einen „Chef“ zufriedenstellen. Und dieser Chef repräsentiert die „Betriebsleitung“. Wenn man das Aufbauschema einer Fabrik deutlicher darstellen will, dann betitelt man heute den Arbeiter und den Chef abstrakt als „Arbeitnehmer“ oder „Arbeiterschaft“ und als „Betriebsleitung“.

An diesem Punkt hören wir gewöhnlich auf, weiterzudenken. Es ist nur noch ein erstarrtes Schlagwort, wenn davon die Rede ist, daß sich die soziale Frage um das Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber dreht. „Die Betriebsleitung leitet die Menschen“, sagt man. Wenn also die Menschen richtig geleitet werden, dann wäre die Frage gelöst. Aber nichts ist falscher als das. Gewiß stellt die Betriebsleitung an die Arbeiter Forderungen, aber sie bildet auch eine Ergänzung zu ihnen. Die Betriebsleitung übermittelt den „Händen“, was der Kopf erfunden und erprobt hat. Unser Industriesystem ist die technische Anwendung des wissenschaftlichen Fortschritts. Grundsätzlich ist deshalb die Industrie von den Veränderungen in der Technik abhängig. Holz kann durch Kohle ersetzt werden, Kohle durch Öl, Öl durch Elektrizität oder umgekehrt, Stahl durch Aluminium, Seide durch Nylon, Butter durch Margarine. Der Fortschritt in der Technik geschieht durch ständigen Austausch und Ersatz. Die Forschung versetzt einen Fabrikanten in die Lage, daß er einen alten Produktionsprozeß durch einen gänzlich neuen, noch nicht erprobten ersetzen kann.

Das und allein das zwang die Betriebsleitung, ihr Unternehmen nicht wie eine ruhige Arbeitsstätte, in der sich der Mensch zu Hause fühlen kann, einzurichten, sondern wie eine Rennstrecke, auf der sich mit Rekordgeschwindigkeit das Rennen der Konkurrenten abspielt. Die Produktionsmethoden werden nicht von der Betriebsleitung, sondern von den Ingenieuren vorgeschrieben. Und die Ingenieure wiederum folgen dem Wink der wissenschaftlichen Forschungslaboratorien, die bemüht sind, die Fehlerquellen in der Produktion möglichst zu verringern. Sooft sie hierbei Erfolg haben, geht dem Arbeiter im Betrieb wieder etwas Handlungsfreiheit verloren. Ehe sich die Wissenschaft der Produktion bemächtigte, fertigte der Handwerker seine Schwerter, Sensen und Löffel auf seine eigene Art als Einzelstücke. Nach jedem wissenschaftlichen Versuch bleiben dem Arbeiter immer weniger Variationsmöglichkeiten übrig.

Das Produktionsprogramm läßt der Initiative des einzelnen Arbeiters keinen Spielraum mehr. Jeder Hebel, jeder Arbeitsvorgang auf dem Fließband ist ein Beispiel für den Triumph des technischen Fortschritts über individuelle Abweichungen. Daher ist tonangebend in der Industrie das Verhältnis zwischen der Wissenschaft und der Arbeit des Handarbeiters. Die sich aus dem Fortschritt der Technik ergebende Belastung wird auf den Handarbeiter von der Betriebsleitung übertragen und vermittelt. Beim Handwerker und gelernten Arbeiter alter Prägung waren der Kopf des Ingenieurs und die Hände des Arbeiters noch vereint. Plan und Werk lagen bei ihm in einer Hand. In der modernen Produktion dagegen wird er von dreien vertreten: nämlich vom Laboratorium und der Betriebsleitung und dem Arbeiter.

Aber das ist noch nicht alles. Wie wir bereits sagten,

kann der „reine Wissenschaftler“ etwas entdecken, was das ganze bestehende Betriebsgefüge vom Ingenieur bis zum Arbeiter über den Haufen wirft und durch eine ganz neue Methode ersetzt. Die ganze Ausbildung eines Ingenieurs kann sich als unbrauchbar erweisen, sobald sein Spezialfach nicht mehr benötigt wird. Was tut ein Ingenieur, der Experte für Dampfmaschinen ist, wenn eine Kraftquelle mit Hilfe der Atomsplaltung möglich wird?

Überall da, wo der Fortschritt am weitesten getrieben wird, bedroht daher die reine Wissenschaft mit ihrer nächsten Entdeckung ganze Industrien mit dem Untergang. Über dem Kopf eines jeden Experten in der Technik hängt das Damoklesschwert: trotz all seinem fachlichen Können kann er jederzeit genauso verdrängt werden wie das Pferd vom Auto.

Merkwürdigerweise ist aber die Handarbeit in ähnlicher Weise bedroht. Jeden Augenblick kann es geschehen, daß der mechanische Baumwollpflücker Tausende von Menschenhänden ausschaltet. Ziel des Mechanisierungsprozesses ist immer, das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine zugunsten der Maschine zu verschieben. Der Arbeitnehmer ist nie sicher an seinem Platz, da der „Chef“ immer darauf bedacht ist, über den bestehenden Grad der Mechanisierung hinauszugehen. Der Arbeitnehmer kann sich in der Fabrik nie „heimisch“ fühlen. Denn immer hofft die Betriebsleitung auf einen Fortschritt, der eine weitgehende Einsparung von Arbeitskräften ermöglicht. Das braucht freilich nicht in jeder Fabrik erwartet zu werden: überall dort nämlich nicht, wo der Sättigungspunkt der Mechanisierung bereits erreicht wurde. Aber auch das ändert nichts an der allgemeinen Situation der Industrie. Es bleibt eine Ausnahme. Das allgemeine Gesetz der menschlichen Beziehungen in der Industrie

bleibt immer abhängig vom technischen Fortschritt. Und das bedeutet, daß die Industrie es sich nicht leisten kann, irgendeinen Menschen in einer Fabrik „heimisch“ werden zu lassen, solange der wissenschaftliche Fortschritt ihr Leitstern ist.

Wir erkennen jetzt, daß die Menschen in der Industrie in ständiger Ungewißheit leben. Denn die Zukunft ist für jeden einzelnen Herstellungsprozeß durch die Einführung neuer Arbeitsmethoden gefährdet. Und der Arbeitsplatz jedes einzelnen Arbeiters ist ständig durch die Einführung weiterer mechanischer Werkzeuge bedroht. Die ideale Fabrik ist das Kraftwerk, das buchstäblich nur ein oder zwei Mann zur Bedienung der Kontrollhebel braucht. Alle größeren Belegschaften sind nur auf eine bestimmte Zeit vorübergehend eingesetzt und gelten als unvollkommen, minder vollkommen.

Und die Konstante in diesem dauernden Strom? Auch wenn Menschen durch Maschinen ersetzt werden und die Elektrizität das Gas verdrängt, bleiben die Vertriebsabteilung und die Betriebsleitung bestehen.

In der Industrie bilden also Betriebsleitung und Vertriebsabteilung die konstanten Elemente, weil sie rein formal sind. Ingenieure und Arbeiter wechseln, weil sie vorübergehende Entwicklungsphasen der Produktion verkörpern.

Nichts ist von Dauer — das ist das Großartige an diesem Feldzug des industriellen Fortschritts. In unserer wirtschaftlichen Existenz sind wir umso erfolgreicher, je häufiger wir unsere Existenzmittel ändern. Der chinesische Bauer hat auf seinem Stück Reisland drei-, viertausend Jahre mit der gleichen Arbeitsmethode überdauert. Die Menschen in unserem Land verändern und wechseln ihre Methode nicht nur in jedem Jahrhundert, sondern in jedem Jahr. Und sie

stehen deshalb in ihren Betrieben vor Aufgaben, die der chinesische Bauer nicht kennt. Die Betriebsleitung wird aber nur dann zum Problem, wenn mit den technischen Änderungen gerechnet werden muß.

Unglücklicherweise pflegt man diese Bedingung gewöhnlich zu übersehen. Man untersucht die Beziehungen zwischen Arbeitnehmer und Betriebsleitung, als ob es sich um eine dialektische Beziehung handele. Bei einer solchen Betrachtungsweise muß die Kluft zwischen den Interessen beider Seiten als unüberbrückbar erscheinen. Dem industriellen System liegt aber ein derartiger Antagonismus der Interessen gar nicht zugrunde. Dies Denken in dialektischen Begriffen ist ein Fehler, in dem sich Kapitalismus und Kommunismus einig sind.

Ein Dilemma besteht freilich. Aber deshalb darf man Betriebsleitung, Arbeiterschaft, Kaufleute, Ingenieure nicht einfach in zwei einander entgegengesetzte Gruppen zusammenwerfen. Vielmehr müssen sie als vier Modi, als vier Erscheinungsformen betrachtet werden, von denen man keine ohne verheerende Resultate weglassen oder in Gedanken auf eine der anderen vier Erscheinungsformen zurückführen kann. Gerade das tun aber all unsere Lehrbücher. Das Kreuz der industriellen Wirklichkeit spaltet sich jedoch auf in zwei formale Gebiete, nämlich den Vertrieb und die Betriebsleitung, und in zwei qualitative, nämlich Herstellung und Laboratorium. Vertrieb und Betriebsleitung werden als formal bezeichnet, weil sie alles und jedes leiten und verkaufen können. Der Chemiker oder der Spezialarbeiter jedoch ist an ein bestimmtes technisches Geheimnis gebunden.

Nach diesem ersten Überblick wollen wir den Bezirk von Werkstatt und Laboratorium im einzelnen untersuchen. Ein Beispiel für den extremen Typ des Er-

finders mit großem Ideenkreis, der frei von jeglicher Routinearbeit ist, stellt Thomas A. Edison dar. Der Mann am Fließband andererseits schafft das meiste Geld, wenn er zu einem perfekten Automaten wird, der seine Arbeit rhythmisch verrichtet. In jedem Industriebetrieb sind für die Aufgabe, neue Ideen zu haben (Edison), und für die Aufgabe, jeden Tag dieselbe Arbeit zu verrichten, ganz verschiedene Personen vorgesehen. Zweifellos kann sich aber der Leser eine kleine Werkstatt ausmalen, in der man fünf Tage hindurch das Arbeitstier ist und am sechsten Tag neue Einfälle hat. Aber auch dann täten wir gut daran, nicht zu übersehen, daß man zwar an dem einen Tag auf das Neue aus ist, aber an den fünf anderen Tagen das Alte wiederholen muß, weil die Produktion anders nicht existieren könnte.

Man braucht immer eine vorgeschobene Front von Ingenieuren und Männern der Forschung, die von der täglichen Arbeit befreit sind, und eine rückwärtige Front von mechanisierten Werkzeugen und routinieren Arbeitern.

Ja, sogar in mir selbst habe ich zu vermitteln zwischen meinem freien Geist, der mir die Gedanken zu diesem Buch eingibt, und meinem „Bruder Esel“ — wie der heilige Franziskus seinen Körper nannte —, der das Schreiben besorgt. In der Industrie wird diese Vermittlung zwischen den Freien und den Gebundenen von der Betriebsleitung besorgt. Betriebsleitung, Front der Neuerungen und Front der Routinearbeit zusammen bilden eine Produktionseinheit, deren Produkt durch unseren vierten Freund, den Vertriebsfachmann, auf den Weltmärkten in Bargeld verwandelt wird. *Daher ist jede Diskussion sinnlos, die nicht den Engpaß berücksichtigt, in dem sich die Betriebsleitung befindet.* Unter dem harten Druck der Markt-

verhältnisse vermittelt die Betriebsleitung zwischen den möglichen technischen Veränderungen in Produkten wie Produktionsmethoden einerseits und der tatsächlichen Struktur des Betriebes andererseits. Wenn wir diese entscheidende Beziehung in einem Kreuz darstellen, setzen wir an die innere Front der Industrie die Betriebsleitung mit Blickrichtung auf die Operationen in der Fabrik, an die äußere Front den Kaufmann mit Blickrichtung auf den Markt. Der Ingenieur hat die Blickrichtung in die Zukunft, die voller technischer Änderungen steckt. Der Arbeiter hat die Blickrichtung nach rückwärts, da von ihm erwartet wird, daß er die alteingeführte Routine immer wieder repetiert. Diese entscheidende Analyse der Gruppierung ist natürlich nicht auf die Industrie beschränkt. Andernorts habe ich gezeigt, daß jede lebendige Gruppe, sei es Familie, Heer, Fußballklub, Staat oder Kirche, sich zwangsläufig in diese vier Richtungen aufsplintern muß und Spezialisten auswählen muß, die sich mit dem neuen, dem alten, dem äußeren und dem inneren Leben der Gruppe beschäftigen. Ein Heerführer z. B. steht nicht wie der Betriebsleiter an der inneren Front. Er besitzt ein Recht, das dem Betriebsleiter verzaht ist: um der Zukunft seines Landes willen kann und muß er Leben opfern. Führer stehen an der vordersten Front. Ein Betriebsleiter, der sich für einen Führer hält, wäre ein Faschist. Die Diagnose für eine jede Fabrik kann daher auf Grund ihrer Korrelation von Betriebsleitung, Märkten, Laboratorium und Werkstatt aufgestellt werden. Jede Fabrik erweist sich von vornherein als eine vorübergehende Einrichtung. Denn von beiden Seiten her — sowohl von den „Neuerungen“ wie von der Routine her — wird sie in der Schwebe gehalten. Jeder einzelne Handarbeiter muß damit rechnen, daß er

durch die Mechanisierung überflüssig wird, und ebenso kann sich der gesamte Produktionsprozeß als unrentabel erweisen.

Das erste Ergebnis dieser Erkenntnis haben wir schon vorweggenommen, als wir behaupteten, daß das Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Betriebsleitung falsch gesehen wird, wenn es als etwas für sich Bestehendes angesehen wird.

Das zweite Ergebnis reicht noch viel weiter. Das ganze Mammutsystem der Industrie hat mehr Realität und Bestand als irgendeines seiner zeitweiligen Produktionszentren. Die Industrie setzt sich nicht aus den bestehenden Fabriken zusammen. Es ist gerade umgekehrt: jede einzelne Fabrik besteht von Gnaden des industriellen Systems als eines Ganzen! Jede Entwicklungsphase in der Industrie findet natürlich ihren Niederschlag in bestimmten Produktionsformen. Aber jede „Konjunkturstadt“ kann zur „toten Stadt“ werden. Daher erschöpft sich das Leben der Industrie niemals in diesen Formen, es durchläuft sie lediglich und ist immer bereit, diese Formen hinter sich zu lassen. Wenn man bei der Betrachtung der Industrie diese entscheidenden Faktoren, die ja nicht unbekannt sind, einmal richtig ins Auge faßt, dann läßt man die Schlagworte der Kapitalisten und Kommunisten weit hinter sich zurück. Welche Schlußfolgerungen sind nun praktisch aus dieser problematischen Lage der industriellen Betriebe zu ziehen?

Die Betriebsleitung leitet nicht Menschen. Sie leitet kurzlebige, vergängliche Beziehungen zwischen Ingenieuren und Arbeitern, Maschinen und Märkten. Der Mensch, der am Fabrikator erscheint, ist nicht der ganze Mensch. Es ist der Mensch, der — gleich welcher Farbe, Rasse oder Glaubens — nach Stunden beschäftigt sein will, weil er sich bei keiner Fabrik darauf ver-

lassen kann, daß sie dauernde Arbeit für ihn hat. Er sagt sich mit Walt Whitman: „Ich bin auf der offenen Straße. Ich glaube nicht an Heimstätten.“ Der Mensch, der in der Industrie arbeitet, ist ein merkwürdiges Wesen, weil sein Gefühl für Zeit und Zeiteinteilung von dem Dilemma der Betriebsleitung beeinflusst wird. Der Arbeiter ist ein Mensch, der niemals vergessen darf, daß eine Konjunkturstadt über Nacht zur toten Stadt werden kann und daß seine Handfertigkeit schon am Nachmittag durch einen Roboter ersetzt werden kann.

Diesen eigentümlichen und neuen Menschen, den die Betriebsleitung leiten soll, müssen wir daher untersuchen. Er ist ein Mensch mit einem Zeitgefühl, wie ihn die Erde noch nie gesehen hat.

Der Produktionskalender

Kürzlich mußte ich mich nach jemand umsehen, der die Korrektur eines maschinengeschriebenen Manuskripts vornehmen sollte. Ich fragte bei der Arbeitsvermittlung für Studenten der Harvard-Universität an. Man gab mir eine Adresse und machte mich darauf aufmerksam, daß üblicherweise soundso viel je Stunde gezahlt wird. Am selben Abend war ich mit einem alten und berühmten Kollegen zusammen, der zufällig aus seiner Studentenzeit erzählte. Er hatte sich als Werkstudent das Studium erarbeiten müssen. Eines Tages wurde er auf Grund seiner Beherrschung der deutschen Sprache dazu aufgefordert, einem Professor, der seine Kenntnisse dieser Sprache auffrischen wollte, Luthers Bibelübersetzung vorzulesen. Der Professor war William James. Man verabredete

das Nötige, und das Ganze zog sich einen Winter lang hin. Ich erkundigte mich nach seiner Bezahlung. „Ich wurde natürlich monatlich bezahlt“, erwiderte er, „jede andere Form der Zahlung wäre damals unanständig gewesen.“ Der Betrag, den beide Studenten 1879 und 1933 erhielten, war zufällig der gleiche; verschieden war nur die Art der Berechnung.

Diese Geschichte scheint mit dem Problem der Ökodynamik in einer mechanisierten Welt nicht viel zu tun zu haben. Und doch glaube ich, illustriert sie besser als andere Dinge von größerem Gewicht das Ziel dieses Versuches. Die Geschichte bezieht sich bei beiden Studenten auf Geld und wirtschaftliche Probleme. Aber sie hat es nicht mit Geld als Geld zu tun; sie hat es mit Geld als sozialem Symbol zu tun. Vergütungen können je Stunde oder monatlich gezahlt werden. Das ist eine soziale und keine wirtschaftliche Frage. Bislang sah man diese Seite des Industrialismus als ziemlich unwichtig an und überließ ihre Betrachtung den Wirtschaftlern und Technikern. Über den sozialen Rahmen einer industriellen Gesellschaft gibt es nur wenig Literatur. Jetzt natürlich ist die beste Einleitung die von Ernst Michel, „Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt“. Erst seit kurzem wurden die sozialen Implikationen der Industrie für uns alle ohne Ausnahme entscheidend und unentrinnbar – auch für Dichter, Geistliche und Professoren der schönen Künste. Europa produziert keine vorindustriellen Menschen mehr, Amerika keine Pioniere mehr. Die vorkapitalistischen Formen der Gesellschaft, die imstande wären, die ihnen eigenen Werte und Charaktertypen zu reproduzieren und weiter hervorzubringen, sind im Schwinden. Puritaner, Gentleman, Bürger kommen nicht mehr wie früher aus Quincy oder Salem. Diese Typen existierten zunächst

auch nach dem Kommen der industriellen Revolution weiter. Die industrielle Revolution brach freilich in eine vorindustrielle Menschheit ein, aber gerade deshalb griff sie auf die Menschen zurück, die noch etwa ein Jahrhundert lang von dieser vorkapitalistischen Welt hervorgebracht wurden. Diese hundert Jahre sind jetzt vorüber, und wir fragen uns, wie wir innerhalb der uns umgebenden industriellen Welt diese Werte und Menschen wieder hervorbringen sollen, denn von außen kann künftighin nichts mehr kommen.

Das erste Grundaxiom dieser Welt ist ihre Gleichförmigkeit. Ihre Probleme sind gleichförmig, ihre Verwirrung ist gleichförmig – beides ist uniformiert. Ihre Zeit und ihr Raum sind von besonderer Art. Den Wechsel von Raum und Zeit, der von der Industrie bewirkt wurde, kann man am besten an kleinen Dingen beschreiben. Wenn man z. B. das moderne Lohnsystem mit den Formen des Einkommens in der Vergangenheit vergleicht, läßt sich vielleicht erkennen, wie die Kräfte von Zeit und Raum, die unsere Gesellschaft wie einen Bannkreis umgeben, gemeistert werden können.

In früheren Zeiten entsprach der Tag eines Arbeiters dem Rhythmus seines eigenen Lebens. Ehrenamtliche Arbeit dauerte ein Jahr. Längere Arbeitsperioden hatten keinen objektiven Zweck, dienten aber dazu, der Persönlichkeit eines Menschen einen gewissen Status zu verleihen. Das Monatsgehalt bedeutete den Bruchteil eines Einkommens auf Lebenszeit; es erzog die Menschen zu Zielen auf Lebenszeit. Der neue Kalender ist ganz anders. Selbst wo Gehälter noch monatlich oder vierteljährlich gezahlt werden, ist von der alten Bedeutung nichts mehr zu spüren. Der Unterschied von Tag und Nacht, der Unterschied der Jahreszeiten, Generationen und Altersstufen ist ab-

geschafft worden. Im Lauf der Sterne hat ein Tag 24 Stunden, 365 Tage machen ein Jahr aus und 1200 Monate ein Jahrhundert. Der neue Kalender ist das Symbol einer wirtschaftlichen Revolution. Einen derartigen Kalender gab es früher nicht, nie zuvor dachte man sich die Erde als kleinen Satelliten der Sonne. Es ist der Kalkulationskalender der Industrie, ein Schema zur antizipierenden Berechnung zukünftiger Arbeitsstunden. Sobald Arbeit in Schichten geleistet wird, berechnet man sie nicht mehr auf Grund der Dienste bekannter Personen, sondern mit Hilfe der Multiplikation von Arbeitsstunden, die von auswechselbaren namenlosen Arbeitskräften ausgeführt werden können. Dies System der Schichtarbeit ist erst in den letzten dreißig Jahren in das gesamte soziale Leben eingedrungen.

Der Kalender, der vom Kalkulationsbüro aufgestellt wird, trennt die Arbeitszeit von dem Menschen, der die Arbeit leistet, und bezieht sie ausschließlich auf das Arbeitsstück. Die Arbeitsstunden des Menschen sind nun ohne Bezug auf einander. Seine Zukunft ist jetzt eine antizipierte Zeitstrecke für Arbeit. Der neue Sonnenkalender läßt irgendeine Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Zukunft nicht mehr zu. Diese Tyrannei des Terminkalenders und einer Vergangenheit, die immer mehr in die Zukunft vorgreift, ist Schuld an dem Nervenzusammenbruch unserer gegenwärtigen industrialisierten Gesellschaft. Denn „Arbeitszeit“ ist durchforschtes Terrain. Der Mensch braucht jedoch ein Gleichgewicht zwischen dem erforschten und dem unerforschten Terrain in der Zeit; aber die Wissenschaft mißachtete das Gleichgewicht, das uns Mut macht zur klaren Ordnung des Kalenders: zwischen dem Vertrauen in die freie Zukunft und der Anerkennung alter Regel.

Ich will von den sozialen Wirkungen des modernen Wirtschaftssystems sprechen. Und da das Wort „sozial“ recht blaß geworden ist, können wir vielleicht den Ausdruck „soziale Wirkungen“ dadurch umschreiben, daß wir sagen, die moderne Wirtschaft bewirkt Änderungen in der Regierung, Kunst, Wissenschaft, Kommunalverwaltung, Familie, Freundschaft und schließlich in jedem einzelnen Glied der Gesellschaft.

Für unsere Aufgabe haben wir es mit der Welt der Industrie und des Handels zu tun, aber nicht als Wirtschaftler oder Techniker oder Kaufleute. Wir werden weder über hohe oder niedrige Löhne noch über billige Preise für Rohstoffe diskutieren. Eine Lösung für die Wirtschaftskrise habe ich nicht anzubieten.

Trotzdem bin ich an dem Wirtschaftssystem und an der modernen Technik leidenschaftlich interessiert, weil von ihnen jeder Mensch, ich, du, wir alle in unserem täglichen Leben beeinflusst werden.

Nach meiner Überzeugung fangen wir erst an, uns über die Rückwirkungen der industrialisierten Welt auf den Menschen klarzuwerden. Das kann wie eine lächerlich verspätete Bemerkung aussehen. Das Erste und Letzte, was ich hier in Amerika zu hören bekomme, ist ja, daß wir alles über den Industrialismus wissen und daß in einem Land der Wolkenkratzer und Fordautos die Gesellschaft alles über die Industrie weiß. Aber das gerade ist mein Thema und meine Frage: Wie kann eine Gesellschaft leben und existieren, in der alle alles wissen? Wir werden sehen, daß die Industrialisierung genau das getan hat, wovon mich meine Freunde überzeugen wollten: sie sind Menschen, die alles wissen und keine Geheimnisse kennen. Kann eine solche Gesellschaft fortbestehen?

Aber ich möchte meine These verteidigen, daß während des ganzen 19. Jahrhunderts noch nie die Wirkung

der Industrie auf die Menschheit wirklich untersucht worden ist. Und zu meiner Verteidigung kann ich dies anführen: Soweit mir bekannt ist, hat man der Entwicklung, die sich in der Geschichte von den beiden Studenten widerspiegelt, keinerlei Beachtung geschenkt. Mir ist kein Buch bekannt, in dem das Eindringen des Stundenlohnsystems in das Leben von Studenten, Professoren, Sekretären, Pfarrern, Assistenzärzten und so weiter beschrieben wird. Ich kann kein Handbuch der Wirtschaftswissenschaft finden, das die Tatsache erwähnt, daß der erste größere Bergarbeiterstreik in Deutschland ausbrach, weil die Gruben- und Bergleute vom alten Schlag nicht gewillt waren, die degradierende Bezeichnung als Arbeiter zu akzeptieren. Der Streik, mit dem die lange Serie der Streiks begann, ging nicht um höhere Löhne! Aber alle Lehrbücher haben die Streiks mißverstanden als Lohnstreiks. Die Ideologie, die sich ein Arbeiter über seine Motive aufbaut, hat wenig zu tun mit den unterbewußten Kräften, die in der modernen Industrie zu einem Streik führen. Die Oberflächlichkeit, mit der wir die eigene These der Arbeiterschaft akzeptieren, ist freilich recht bezeichnend dafür, daß der Wirtschaftler und der Techniker das Gebiet der sozialen Wirkungen der Industrie ziemlich allein für sich hatten. Die herrschende Klasse und jene, die für die herrschende Klasse denken sollten, standen erst in den letzten dreißig Jahren einer Situation gegenüber, in der sie sich nicht einfach auf die vorindustrielle Menschheit und deren anerkannte Werte verlassen können. Bis dahin konnten die Führer der Allgemeinheit sozusagen zwischen den Früchten und Produkten der neuen Ordnung und den Produkten und Gütern einer älteren Zeit abwechseln. Aus der Alten Welt wanderte ein regelmäßiger Strom europäischer Fach-

arbeiter nach Amerika aus. Sogar heute noch, hat man mir berichtet, besteht in gewissen amerikanischen Spezialindustrien das Problem, Meister oder Vorarbeiter aus Europa rekrutieren zu müssen, weil ihr Typ in Amerika nicht hervorgebracht wird. Ein Klavierarbeiter z. B. kann in Amerika sein gutes Auskommen finden, aber wenn er stirbt oder sich im Alter von der Arbeit zurückzieht, muß der nächste wieder aus der alten Tradition kommen. Sobald einer dieser Spezialisten ausfällt, wird die Kette jedesmal unterbrochen. Hier fußt die industrialisierte Welt noch auf einer Zivilisation vom vorindustriellen Typ, in diesem Fall auf einer Zivilisation mit einer echten Lehrzeit und der Zunfttradition des Handwerkermeisters. In Europa wuchsen noch bis 1908 zwei Drittel aller gelernten Fabrikarbeiter in einer Umwelt ohne Fabriken auf und erhielten in dieser Umwelt ihre Ausbildung. Das gilt nun nicht nur für Fabrik und Handwerk, sondern auch für die freien Berufe. Zwei Drittel aller College-Studenten kamen vor achtzig Jahren vom Lande, das heißt, sie waren in einer nicht-städtischen und vorkapitalistischen Umwelt aufgewachsen. Ihre Umwelt hatte streng lokalen Charakter mit einer konkret sichtbaren örtlichen Verwaltung gewählter Männer. Die Wirtschaft oder Politik eines solchen Ortes war ganz und gar nicht abstrakt, wohingegen es einer der hervorstechenden Züge der modernen Wirtschaft auch im Dorf ist, daß die wirtschaftlichen Beziehungen des „First National Store“ (einer Verteilergenossenschaft), der Autobusgesellschaft, des privatwirtschaftlichen Telegraphenbüros, die die Kinder in ihrer Gemeinde am Werke sehen, überlokal sind; sie können nicht beurteilt und verstanden werden, wenn man nur auf die betreffenden Menschen und Gebäude im Dorf blickt. Erst heute füllen sich die Colleges mit

Studenten, die in überwältigender Mehrheit nicht von Höfen und altem Familienbesitz kommen, sondern aus Schulen und Etagenwohnungen; sie waren keineswegs von einer lokalen Wirtschaftseinheit umgeben, sondern von einer das gesamte Staatsgebiet umfassenden abstrakten Wirtschaft. Trotzdem unterrichten die Colleges weiterhin so, als ob ihre Schüler immer noch Dorfbewohner wären, die man mit der Außenwelt bekannt machen muß.

Fabrik und College stehen heute nicht nur einem anderen Typ des Menschen gegenüber, sie können auch bei einer Krise oder für eine spezielle Aufgabe nicht mehr wie früher auf einen älteren Persönlichkeitstyp zurückgreifen. Wir sind die erste Generation, die sich auf nichts anderes verlassen kann als eben auf die industrialisierte Welt selber.

Während des ganzen letzten Jahrhunderts bestanden zwei Zivilisationen nebeneinander. Die sogenannte industrielle Revolution war keine Revolution; zu den noch bestehenden alten Werten der Gesellschaft wurde lediglich etwas Neues hinzugefügt. Deshalb war eine Flucht aus der technischen Welt noch möglich. Noch konnten die Dichter die Sprache einer früheren Zeit sprechen. (Es ist höchst bemerkenswert, wie unfähig während des ersten Weltkrieges der zeitgenössische Stil war, die Wirklichkeit des technischen Krieges zu beschreiben mit seiner Abstraktheit, seiner „Leere des Schlachtfeldes“, seinem gigantischen Ausmaß.) Noch gab es für den Abenteuergeist der jungen Männer genügend unerforschtes Gebiet zur Befriedigung der Phantasie. Und die Amerikaner konnten schließlich noch nach Europa gehen. All dies wird aber nicht mehr als Sicherheitsventil funktionieren. Wir leben nun einmal endgültig in einer industrialisierten Welt. 1931 veröffentlichte ein Professor für Pädagogik an einem

Lehrerseminar in Columbia ein Buch, das von dieser Welt sagt:

„Siehst du von einem Wagenfenster aus nur Wüste, Wälder und Sümpfe, so siehst du nichts.
Wüste Strecken sind Ton, Sand und Stein,
Wälder sind Balken, Stützen und Schwellen,
Torfmoore sind elektrischer Strom.“

Und das Buch fährt fort: „Wir brauchen die Fabriken nicht nur, um Eisen und Stahl zu veredeln. Wir brauchen die Fabriken auch, um Menschen zu veredeln.“ Dies Zitat kann uns helfen, unsere wirkliche Situation zu erkennen. Die Veredelung von Menschen muß nun innerhalb einer industrialisierten Welt geschehen, in einer Welt, die den Fabriken entspricht. Die Erziehungsanstalten müssen in ihren Grundelementen ihrer industriellen Umgebung zeitgemäß entsprechen. Ihre Werte müssen den Test bestehen, daß sie von den Massen der Menschen, die unter dem Fabrikssystem leben, verstanden und geduldet werden. Von nun an können von den erschöpften alten Zivilisationen Europas keine interessanten Carusos oder Einsteins oder James Bryces mehr erwartet werden. Die Gleichförmigkeit der Industrialisierung hat die bodenständigen Traditionen der Alten Welt jenseits des Atlantik entwurzelt. Vielleicht können noch einige Jahrzehnte lang gewisse interessante Typen, Handwerker, Maler usw. herübergebracht werden. Aber sie wären nur Ausnahmen. Im heutigen Europa hat Romantik keinen Sinn mehr, und romantisches Europäertum verliert in Amerika seinen Sinn.

Bis zu den Weltkriegen unternahm die industrielle Gesellschaft Invasionen in das Territorium der vorindustriellen Menschheit und benutzte die moralischen

Sicherungen und Hemmungen, physischen Instinkte und Talente der vorkapitalistischen Zeit. Diese Ausbeutung der Vergangenheit hat ihr Ende erreicht. Von nun an geht alles mit der Maschine, sogar kochen und waschen, schreiben und rechnen. Vor 1914 war die Gleichförmigkeit der Industrie noch nicht vollständig durchgeführt. Damals besaß der Mensch eine Reihe von Maßstäben ganz verschiedenen Ursprungs und verschiedener Art. Ich vermute, daß ein Amerikaner meiner Generation noch in der Vorstellungswelt von Alexander Hamilton und Jefferson erzogen wurde. Das Sinnbild seiner persönlichen Ziele und Ideale pflegte, wie für Theodore Roosevelt, der Selfmademan von vor hundert Jahren zu sein. In der Gleichförmigkeit der modernen Zivilisation erscheint das Ideal des Selfmademan schon recht sinnentleert. Der Mensch wird geformt von Umständen und Konstellationen, von der Mühle der Krise oder der Konjunktur. Die Massen teilen den Gedanken der Eigenständigkeit nicht mehr, sie erwarten, daß sie von der umgebenden industriellen Zivilisation geformt werden.

Zum ersten Mal ist der Mensch allein mit der Industrie und nur mit der Industrie. Die Zeit der Pioniere ist eine grandiose Erinnerung, aber sie kann uns nicht helfen, uns mit Menschen für die Zukunft zu versorgen.

Aus diesem Grund, glaube ich, fangen wir alle an, über die Dynamik einer mechanisierten Welt nachzudenken. Wir können nicht mehr glauben, daß es noch Zauber und Abenteuer in einem unentdeckten oder nichtmechanisierten Teil der Welt gibt. Weder die Volkslieder in Bayern noch die Möglichkeit, den Mount Everest zu erforschen, sollen uns von unserer Frage ablenken. Die wenigen weißen Flecke auf der

Karte der Sahara und der arktischen Zone und die kleine Oase des Volkstanzes in Kroatien wollen wir nicht beachten. Mit dem Blick auf die endgültige Industrialisierung und Organisation fragen wir uns, was eine solche Welt aus dem Menschen und der Gesellschaft macht.

Wir alle sind Passagiere auf dem Schiff dieser gemeinsamen Zivilisation. Wir sollten sie nicht bejammern noch versuchen, sie zu verlassen. Wir wollen ihre Verantwortung teilen. Da wir uns aber andererseits nicht auf die alten Schönheiten, Werte, Methoden der Erneuerung vergangener Welten verlassen können, fragen wir nach Schönheit, Werten und Methoden der Erneuerung in dieser neuen Welt. Wir sind bereit, die alten Formen aufzugeben: den Abend, der in der Familie verbracht wird, den Gottesdienst und die vollkommene Ruhe am Sonntag, das Genie des unverbildeten Naturkindes, die Abenteuer eines Melville in der Südsee. Aber auf die eine oder andere Weise möchten wir Äquivalente für all diese Verluste entdecken. Wenn es in der Welt, soviel uns bekannt ist, so wenig gibt, was entdeckt werden könnte und nicht bereits entdeckt worden ist, dann richten wir unsere Neugier von der Welt auf die Gesellschaft und werden entdecken, welche Möglichkeiten sie für die Existenz auf einem industrialisierten Erdball zuläßt.

Gerade die Gleichförmigkeit der industrialisierten Welt auf der ganzen Erde hemmt uns am meisten. Und gerade diese Gleichförmigkeit ist es, die heute die Gesellschaft so weitgehend beeinflusst und verwirrt. Die Gleichförmigkeit der russischen, italienischen, deutschen, britischen und amerikanischen Probleme braucht nicht betont zu werden. Sie liegt offen zutage. Vor ein paar hundert Jahren gab es noch eine Mannigfaltigkeit nationaler Situationen; sie entsprach

dem Klima, der Fruchtbarkeit, den religiösen Meinungsverschiedenheiten, Krieg, Hungersnot und Seuchen. Heute ist die Arbeitslosigkeit das eine große Problem, die gerechte Verteilung das andere. Im Hinblick auf diese beiden Probleme befinden sich die Russen z. B. keineswegs in einer anderen Lage als die übrigen Nationen. Diese Probleme sind auch ihre Probleme. Die Lösungsversuche sind in den verschiedenen Ländern verschieden, aber überall besteht die gleiche Verwirrung. Überall tasten die Menschen nach einer Lösung. Überall sind die Menschen auf die Lösungen anderer Völker neidisch. Die Gleichförmigkeit in beidem: Neid und Verwirrung, ist ungeheuerlich. Diese Gleichförmigkeit ist eine Gleichförmigkeit in Zeit und Raum. In bezug auf Raum und Zeit lebt der moderne Mensch im Vergleich zu der Welt der Vergangenheit in einer neuen Welt. Deshalb will ich mich hauptsächlich mit der neuen Zeit und dem neuen Raum beschäftigen, die von der Welt der Industrie geschaffen und benötigt werden.

Mit unserer Beschreibung der neuen Zeit und des neuen Raumes wollen wir eine Diagnose für die Gesellschaft unter der Herrschaft und im Zeitalter der Industrie stellen.

Mit den Methoden einer industrialisierten Welt sind wir vertraut. Daß aber von dem, was die moderne Welt dem Menschen antut, nur wenig bekannt ist, wie ich behaupte, mag daher wie Geschwätz klingen. Und ich kann mir denken, daß ein Betriebsingenieur sich recht gelangweilt fühlt bei dem Gedanken, daß ich ihm erzählen will, was die Tageseinteilung in seiner Fabrik wirklich bedeutet und was für ein Ort das wirklich ist, an dem er arbeitet. Ich kann nur sagen, daß ich mehr als zehn Jahre im engsten Kontakt mit Technikern gelebt habe, vom Arbeiter bis zum leiten-

den Direktor, und daß ich später an drei verschiedenen technischen Hochschulen der Kollege leitender Ingenieure war. Außerdem habe ich das Leben von Bergarbeitern, Holzfällern und Maurern geteilt; wir haben mancherlei Unternehmungen gemeinsam durchgeführt. Und nicht einer von ihnen war sich des spezifischen Charakters der Zeit und des Raumes bewußt, in denen er arbeitete und lebte. Zumindest waren sie nicht fähig, ihm Ausdruck zu verleihen. Zur Entwicklung der Kraft und der Fähigkeit des Menschen, die Geheimnisse der Welt, in die wir von der modernen Form der Produktion gebannt wurden, aufzufassen und auszudrücken, wird es einer ganz neuen Generation bedürfen.

Am deutlichsten verraten die kleinen Dinge den Einfluß einer Ordnung der Dinge auf den Menschen. Erinnern Sie sich an die beiden Studenten, von denen der eine stundenweise, der andere monatlich bezahlt wurde. Diese beiden alltäglichen Fälle können uns den neuen Charakter der Zeit, in der wir heute leben, einsichtig machen. Auf den ersten Blick erscheint der Unterschied recht belanglos. Die beiden jungen Leute erhielten den gleichen Geldbetrag. In dem einen Fall kam er dadurch zustande, daß 50 Cents 25mal zu 50 Cents hinzugefügt wurden, in dem anderen, daß ein monatliches Gehalt für 12-14 Abende zu je zwei Stunden festgesetzt wurde.

Vielleicht muß man etwas näher zusehen, um die volle Bedeutung dieses Beweismaterials zu erkennen. Der Monat des einen und die Stunde des anderen gehören zu völlig verschiedenen Zeitbegriffen.

Ich muß Sie bitten, mir in die Welt zu folgen, von der diese monatliche Bezahlung nur ein letztes Überbleibsel ist, in die vorkapitalistische Welt. Ich werde sie nicht im geringsten idealisieren. Sehen wir uns den

ärmsten Teufel unter den freien Menschen der Vergangenheit an, den Tagelöhner. Er stand auf der tiefsten Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter. Als Odysseus den ruhmreichen Held Achilles im Land der Schatten aufsuchte, war Achill über seinen Tod so außer sich, daß er den Platz sogar mit einem Tagelöhner tauschen wollte, wenn er nur wieder leben dürfe. Man konnte also den Stolz eines Menschen nicht tiefer demütigen als durch die tageweise Bezahlung. Solch ein Tagelöhner wurde entlohnt für einen Tag, der von Sonnenaufgang bis zur Dunkelheit dauerte. Ein volles Tagewerk wurde gewöhnlich so berechnet, daß es vier Pausen für Mahlzeiten und Ruhe enthielt. Dieser Mann wirkte in voller Harmonie mit dem Tag seiner Umgebung. Ein Tag war die kleinste Einheit seines natürlichen Lebens. Er stand auf, wenn jedermann aufzustehen pflegte, und ging nach Haus, wenn die Abendglocke läutete. Sonntage oder Begräbnis- und Hochzeitstage waren im Dorf keine Arbeitstage, ebensowenig der Sonnabendnachmittag und -abend von zwei Uhr an. Die gesellschaftliche Umwelt hatte die Arbeitszeit, könnte man sagen, in einer recht wenig geschäftstüchtigen und recht subjektiven Art als einen Teil des Menschenlebens organisiert. Vieles wurde nicht rechtzeitig erledigt, weil zu oft Hochzeiten oder Feiertage dazwischenkamen. Der Tag eines Arbeiters konnte im Sommer ein 16-Stunden-Tag, im Winter ein 7-Stunden-Tag sein. Indes wurde aber auch ein halber Tag als „ein Tag“ gerechnet. Jede weitere Unterteilung des Tages war selbst für einen geringen Arbeiter sinnlos. Denn im persönlichen Leben des Menschen gibt es keine kürzere Einheit als einen Tag. Ein Tag ist die kürzeste und wacherlebte Einheit von Schlaf zu Schlaf; und diese Kontinuität des Bewußtseins vom Morgen bis zum Abend machte einen Tag aus und ver-

wandelte den Tag in die kleinstmögliche Einheit für jede Skala der Lohnfestsetzung.

Im allgemeinen erhielt ein Mensch, der kein Vermögen besaß, seine Bezahlung nicht nach Tagen. Er bekam ein Monats- oder Jahresgehalt. Pfarrer oder Staatsbeamte wurden auf diese Weise bezahlt. Praktisch bedeutete indessen auch das Jahresgehalt keineswegs eine Bezahlung für ein einzelnes Jahr. Es war etwas ganz anderes. Der Zeitraum von einem Jahr diente zwei besonderen Zwecken. Zunächst einmal diente er als Probezeit. Ein Vertrag auf ein Jahr bedeutete einen Vertrag für ein erstes Jahr, an dessen Ende man wissen würde, ob man dauernd zusammenarbeiten könne. Zweitens war ein Jahr der bevorzugte Zeitraum, innerhalb dessen man Ehrenämter für die Gemeinde auf sich nahm. Ein Jahresdienst als Bürgermeister, Geschworener oder als Mitglied eines Ausschusses — das war der Beitrag eines Gentleman zum Gemeinwohl. Ein Gentleman nahm für die Tätigkeit eines Jahres keine Bezahlung an. In manchen Institutionen wird noch heute die Ein-Jahres-Periode in solchen Fällen gebraucht.

Monats-, Vierteljahres- oder Jahresgehälter bedeuteten regelmäßig Unterteilungen größerer Zeiteinheiten. Für den unverheirateten Burschen waren drei, fünf oder sieben Jahre eine normale Zeitspanne. Für den Erwachsenen, einen Ehemann, bedeutete das Jahr einen Teil seines Lebens. Als Hawthorne zum Konsul in Liverpool ernannt wurde oder als Herman Melville Zollinspektor im Hafen von New York wurde, bildete ihr Monatsgehalt ein Glied in einer Kette, einen Tropfen in einem Strom von Einkommen, den sie für den Rest ihres natürlichen Lebens erwarten konnten. Dies natürliche Leben mochte weitere 10 oder 20 oder 40 Jahre dauern. In jenen Tagen war ein Menschenleben sehr viel zahlreicheren Gefahren ausgesetzt, und

die Lebensdauer eines Menschen war völlig abhängig vom Zufall. Daher bezog sich die Ernennung ganz deutlich nicht auf ein objektives Produktionsschema, sondern auf diese spezielle Persönlichkeit, die ein verantwortlicher Politiker gegen weitere Unbill versichern wollte. Die Ernennung auf Lebenszeit drückt deutlich den persönlichen Charakter einer Arbeit aus. Jemanden auf eine so lange Zeit anzustellen, erscheint frivol, wenn wir nur auf die objektive Arbeit blicken, die er ausführen soll. Deshalb vernachlässigt die Ernennung auf Lebenszeit offensichtlich die objektive Seite der Weltproduktion und ist um die Persönlichkeit des Menschen zentriert.

Aber daß dies so ist, gibt dem monatlichen Einkommen seine eigentümliche Bedeutung. Von dem Menschen, der dies monatliche Einkommen regelmäßig empfängt, wird es als eine Bezahlung auf Raten angesehen. Hundert Dollar im Monat hören auf, hundert Dollar zu sein, wenn ich weiß, daß ich sie zwölf Monate lang erhalte. Der deutsche Lehrer und alle anderen deutschen Beamten waren berühmt für die Wunder, die sie mit ihren lächerlich kleinen Bezügen zustande brachten. Die Sparsamkeit eines solchen Beamten war immer erstaunlich. Da er mit seinem ganzen Leben wirtschaften konnte, war es ihm möglich, Einkommen und Ausgaben über viele Jahre nach vorwärts und rückwärts zu verteilen. Am Ersten jeden Monats oder jeden Vierteljahres legte er die größeren Summen beiseite, die den Schlüssel zu den größeren Zielen seines Lebens bildeten. Und keine Versuchung des gegenwärtigen Augenblicks brachte ihn dazu, daß er die Beträge kürzte, von denen zwar nicht sein tägliches Leben, wohl aber sein ganzes Leben abhing. Von 2500 Mark (das sind 600 Dollar) im Jahr sparte ein deutscher Lehrer munter zweihundert, obwohl er schlecht

bezahlt war. Denn für ihn repräsentierten infolge der Art seiner Anstellung diese zweihundert Mark nicht einen Tages- oder Monatslohn, nicht einmal eine Weihnachtsgratifikation, sondern sie halfen ihm, den Traum seines Lebens zu erfüllen, etwa, daß sein Sohn studieren und nach Heidelberg gehen könne. Es macht sich bezahlt, sich heute jeden Pfennig zweimal anzuschauen, wenn man jahraus, jahrein mit der Mark für zwanzig, dreißig Jahre rechnen kann. Das machte einem Menschen Mut zum Sparen auf weitentfernte Ziele hin — für die Ausbildung des Sohnes, die Aussteuer der Tochter oder die eigene Silberhochzeitsreise nach Italien. Da die Jahre nur Unterposten in der Bilanz einer lebenslangen Rente bedeuteten, bildeten die Gehaltszahlungen des Beamten tatsächlich ein Stück Lebenslauf, machten sie aus seinem Leben ökonomisch gesprochen eine einzige Einheit. Dank diesem System konnte der höchste Typ in der Klasse der Gehaltsempfänger, der Beamte auf Lebenszeit, trotz der Kleinheit seines Entgeltes mit dem Adel und dem wohlhabenden Bürgertum wetteifern. Er konnte sich wirklich als freier Mensch fühlen, da er bis zu einem gewissen Grad imstande war, seine Lebenszeit zu überschauen und darüber zu disponieren.

Um diese Seite des Bildes abzurunden: der Harvardstudent, der sein Geld monatlich empfing, wurde wie ein Anwärter auf eine Ernennung auf Lebenszeit betrachtet. Der andere Student, der zu mir kam, wurde moderner angefaßt. Das moderne Leben hat seinen eigenen Kalender, und dieser weicht von der alten Zeit im Leben eines Arbeiters oder von der Lebenszeit eines Mannes wie Herman Melville völlig ab. Dieser Kalender, wie ihn die amerikanischen Handelskammern empfehlen und den man durch destruktive und revolutionäre Propaganda auf alle Teile unseres Lebens

auszudehnen versucht, enthält einen 24-Stunden-Tag, ein 365-Tage-Jahr und gelegentlich Perioden von 5 oder 10 oder 30 Jahren, die letzteren nur, um das Budget wieder auszubalancieren oder um Amortisationen von Darlehen zu planen. All diese Zeitabschnitte werden dem Sonnenkalender entnommen, d. h. einer Natur, in der der Mensch keine Stimme mehr hat. Der Tag, das Jahr und die dreißig Jahre dieses neuen industriellen Zeitalters sind etwas völlig Neues. Der Mensch weiß nichts von der Gleichheit zwischen den 24 Stunden eines Tages. Aber seine Uhr weiß von ihr. Durch unsere Uhren sind wir an den Triumphwagen des neuen Kalenders geschirrt. Für diesen Kalender gibt es weder Tag noch Nacht. Die Zinsen des investierten Kapitals steigen unaufhörlich, da ja auch Dampf, Elektrizität, Licht und Kohle Tag und Nacht mit völligem Gleichmut ihre Dienste leisten. Das Prinzip der modernen Industrie ist der 24-Stunden-Tag, und den wahren Ausdruck dieses Kalenders bildet das System der Schichten. Hierbei handelt es sich nicht um meine Zeit, sondern um die Produktionszeit der Natur, die – mir völlig fremd – die industrialisierte Welt regiert. Tag und Nacht haben für Eisenbahn, Telegraph, Hochofen oder Taxibetrieb keinerlei Bedeutung. Sogar die Astronomie bildet für diesen neuen Kalender keine deutliche Begrenzung. Zur Vereinfachung für die Buchhaltung berechnet eine der großen europäischen Banken Zinsen für den 29. und 30. Februar. Der neue Sonnenkalender hat daher kaum etwas mit dem irdischen Kalender früherer Tage zu tun und sollte nicht fälschlich dafür gehalten werden. Seine 365 Tage sind alle gleich. Er kennt keine Jahreszeiten, keine Feiertage. Die 365 Tage gehen gleichförmig weiter, eine Summe auswechselbarer Einheiten.

Und die größeren Zeiträume haben ebenfalls nichts

mit dem Leben des Menschen oder mit wirklichen Generationen zu tun. Die Dauer der Kriegsschulden erstreckte sich ursprünglich bis zum Jahre 1987. Der moderne Kalender ist also durchaus imstande, längere Zeitabschnitte ins Auge zu fassen. Nur sind diese Zeitabschnitte von ihrer Bedeutung für den Menschen völlig abgetrennt. Die Generationenfolge von Vätern und Söhnen und Enkeln wird in ihre Rechnung nicht einbezogen.

Dieser Sonnenkalender ist ein Kalender, der dem Menschen gegenüber indifferent ist. In seiner „Natur“, dem Sonnensystem, ist der Mensch nichts als ein Staubkorn auf dem kleinsten Planeten. Es ist ein Kalender kopernikanischen Ausmaßes, der die Woche und den Sabbat, das Weihnachten und Ostern des Menschen, seine natürlichen Teilperioden von 3, 5, 7 oder 30 Jahren zerstört oder vernachlässigt. Darum kam 1919 kein Friede. Es war bloß Aberglaube, anzunehmen, daß nach 5 Jahren Krieg mit einem Federzug der Friede zurückkehren würde. Die Menschen blickten auf den abstrakten Kalender und schlugen ein Tempo an, das beim Autofahren löblich sein mag, aber in menschlichen Affären fatal ist. In Versailles wurde alles zu früh getan.

Das ist kein Zufall. Der neue Kalender ist das Symbol einer ökonomischen Revolution. Vermutlich denken Sie, ich übertreibe. Man könnte auf den alten Bauernkalender hinweisen. Ist der Sonnenkalender denn nicht eine alte Einrichtung? Da so viel davon abhängt, daß wir uns in bezug auf die Neuartigkeit des gegenwärtigen Kalenders einig sind, schauen wir uns besser den angeblichen Sonnenkalender der Bauern genauer an. Sicherlich hat der Bauer seine besondere Chronologie. Die Jahre regelten die Ernten und damit die wichtigsten Einkommensquellen für das Jahr. Der Mensch selber, Leib und Seele, wurde von Sommer und Winter,

Kälte und Hitze wie die übrige Oberfläche des fruchtbaren Ackerbodens berührt und verändert. Humus und homo, Acker und Mensch waren aufeinander bezogen. Boden und Mensch waren gefangen in dem gleichen Kalender der Jahreszeiten, die sich in jeder Zone und in jedem Jahr voneinander unterscheiden. Und so lebte die Menschheit innerhalb dieser Umgebung als ein Teil von ihr, nicht als ihr Unternehmer. Das Erntefest war kein Fest, bei dem der Bauer sich stolz besah, was er aus der Natur herausgeholt hatte. Es war ein Fest des Dankes für die Ernte, weil Bauer und Weizenacker beide die Fruchtbarkeit herbeigesehnt und darum gebetet hatten, weil beide gediehen und reich versorgt worden waren. Ökonomisch betrachtet war daher das Jahr des Bauern kein allgemeines Jahr, das für die ganze Erde gültig war. Mit seinen spezifischen Daten für Ernte und Saat bildete es die normale Zeitspanne für eine örtliche Menschengruppe. Der einfache Mensch lebte das Jahr der Erde, nicht das der kopernikanischen Sonne, er war glücklich, wenn die Ernte wieder eingebracht war. Er hatte sie erhofft, aber nicht als sicher vorweggenommen.

Unsere Analyse ist weit genug gediehen, um den Unterschied zwischen dem alten Jahr und dem neuen Kalender bestimmen zu können. Der alte Kalender nahm die individuelle Lebensspanne des Menschen vorweg, konnte aber auf das Leben der äußeren Natur nur hoffen. Die moderne Wirtschaft nimmt die Arbeit der äußeren Natur vorweg und hofft vom Menschen, daß es mit ihm in Ordnung geht, selbst ohne jede Vorwegnahme seiner Zukunft.

Die moderne Welt beschäftigt eine Arbeitskraft nicht eine Stunde länger, als sie gebraucht wird. Die Freiheiten der Französischen Revolution gaben dem Unternehmer die Freiheit, den Arbeiter in der einen Stunde

einzustellen und ihn in der nächsten zu entlassen. Nur auf diese Weise ist die Kalkulation der Kosten je Einheit des Produkts möglich. Der Produktionslohn wird auf der Grundlage des Einzelstücks berechnet, nämlich jener Lohn, der der Handarbeit für die Herstellung dieses Stückes gezahlt werden muß. Und da kommt man dann zu Bruchteilen der älteren Einheit der Tagelöhne, zu Stunden, Minuten und schließlich, im Taylorsystem, sogar zu Sekunden. Aber das ist noch nicht alles. Auf den ersten Blick erscheint es unmöglich, die Arbeit der Betriebsleitung in einer Fabrik derart aufzuspalten. Wie kann man bei 1000 Stück der Waren, die täglich vom Webstuhl kommen, sagen, wieviel von den Gehältern des Ingenieurs, des Zeichners oder des Kaufmanns jedem Stück zuzurechnen ist? Besonders wenn zweihundert von diesen Tausend die liebevollste Sorgfalt der Betriebsleitung erfordern, während die anderen achthundert mechanisch durchlaufen, ohne besondere Anstrengung von seiten der leitenden Stelle? Die Kostenberechnung geht jedoch so vor, daß sie diese „allgemeinen“ Ausgaben als Extralasten auf die Produktionslöhne zum Satz von 100, 200 oder 300 Prozent dazuschlägt. Mag dies auch nur eine der möglichen Kalkulationsmethoden sein, so bildet es doch immer die Ideologie bei der Kostenberechnung in der Fabrik. Es ist klar, die Arbeiter, die mit ihren Händen arbeiten, tragen den ganzen Bau, und die Herren von der Feder, die Stehkragenproletarier, werden vom Unternehmer selber als ein Überbau angesehen, dessen Kosten auf der Basis der Produktionslöhne berechnet werden. Die letzte Lohneinheit ist die Arbeitsstunde des Mannes am Webstuhl.

Dieser Mann erhält seine Lohntüte am Ende der Woche, mit anderen Worten, er erhält einen kombinierten Lohn, der aus Stücklohn und Stundenlohn zu-

sammengesetzt ist. Der Fabrikant stellt seine eigene Kalkulation für das Stück auf, aber er bezahlt nach Kontraktfristen oder Stundenlöhnen. Das bedeutet jedoch keinen Unterschied für das Prinzip, das dies Lohnsystem regelt und das man in der vorkapitalistischen Wirtschaft nicht kannte. Dies Prinzip lautet: Löhne sollen dem Arbeiter nur insoweit bezahlt werden, als er je Stück und Stunde produziert. Diese beiden Einheiten nun greifen unter den Tag hinunter, die kleinste natürliche Einheit im Leben des Lohnempfängers, auf ein unendlich kleines Einheitsmaß der Arbeit, das für das Bewußtsein des Menschen völlig sinnlos ist und nur für die Zwecke der Kalkulation erfunden wurde. Ein Jahr ist die Mindesteinheit des Lebens — nur darüber hinaus wird sich der Mensch seiner selbst bewußt. „Nur was in uns ein Jahr überdauert, ist wahr und echt“ (Goethe). Ein natürlicher Lebensabschnitt umfaßt drei bis sieben Jahre.

Von diesen höheren Zeiträumen ist der Arbeiter durch das Faktum des Lohnsystems ausgeschlossen. Der gegenwärtige Augenblick mit seiner flüchtigen Form wird ihm als das Wesen seiner Arbeit aufgedrungen. Die Welt erscheint ihm daher als die Gesamtsumme solcher Augenblicke — und als eine unberechenbare Summe. Seine 2400 Arbeitsstunden im Jahr sind von der ersten bis zur letzten ohne jeden Zusammenhang. Seine ganze Aufmerksamkeit muß daher darauf gerichtet sein, sie zusammenzubringen. Aber es ist zuviel verlangt, wenn man von ihm erwartet, daß er von 1 bis 2400 blicken kann. Und das hat eine praktische Folge. Es bedeutet, daß zwangsläufig dem Arbeiter alle Vorsorge für die fernere Zukunft, für Krankheit, Unfall, Alter, Schritt für Schritt abgenommen werden muß. Für die Jahre über die Gegenwart hinaus und für seine ganze Lebenszeit wird er unter Vormundschaft gestellt. Allein die

Belange des täglichen Lebens bleiben seiner Verantwortung überlassen. Er ist nur halbmächtig. Ausgaben, die sich auf einen Zeitraum unter einem Jahr erstrecken, muß er noch aus seinem Lohn bestreiten, während für den Rest Gewerkschaften, Fürsorger, Wohlfahrtsorganisationen und Sozialpolitik die Verantwortung übernehmen. Und sobald solch ein väterlicher Sozialismus eingerichtet ist, gibt der Arbeiter allen Ehrgeiz auf und tritt in den Liliputkalender der Stunden ein. Er bricht zusammen. 1918 marschierten die Arbeiter durch die Straßen Berlins mit einem Transparent: „Acht Stunden Arbeit, acht Stunden Freizeit, acht Stunden Schlaf“. Sie hatten vor dem neuen Kalender kapituliert, sie waren richtige Proletarier geworden. Sie maßen jetzt ihr eigenes zukünftiges Leben mit den Methoden des Kalkulationsbüros, die nichts mit dem Leben des Menschen zu tun haben, sondern nur die Vorwegnahme von Stunden zur Vollendung eines Werkstückes bedeuten. Sehen wir uns ein Beispiel an. Wir planen eine Brücke. Die Brücke erfordert 715 000 Arbeitseinheiten, die wir Stunden nennen. Diese Stunden können theoretisch auf 715 000 Menschen verteilt werden, und das heißt, jeder Mann würde eine Stunde arbeiten; oder unter 71 500 Arbeiter, oder unter 1000, und das letztere heißt, daß jeder Mann wenigstens 3—4 Monate Arbeit hätte. Aber die Stunden, für die er während dieser 3 oder 4 Monate bezahlt wird, sind keine Teile seiner persönlichen drei oder vier Monate. Sie haben aber andererseits ebensowenig zu tun mit dem Leben des Mannes, für den er arbeitet. Sie sind 715 Bruchteile, von denen jeder nur sinnvoll in bezug auf die 715 000 ist. Der Bruchteil 300 und der Bruchteil 533 bedeuteten ebensoviel wie der Bruchteil 1 oder 715. Ihre große Quantität verleiht ihnen keine andere neue Qualität. Sie sind ein imaginäres Schema, das auf verschiedene

Weise, in 3 Monaten oder in 10 Jahren, verwirklicht werden kann.

Die Mauern einer mittelalterlichen Stadt baute man mehr oder weniger in Unkenntnis der Zeit, die zu ihrer Errichtung nötig war. Die Objektivität des modernen Produktionsprozesses gestattet es uns, die Arbeit wie eine Ziehharmonika zu behandeln — wir können sie zusammenpressen oder in die Länge ziehen. Aber wir bleiben immer in der abstrakten Welt der Antizipation. Die Zeit, von der wir reden, ist nichts als ein Mittel zu einem Zweck, und dieser steht jenseits des Zeitraums, den wir nach Stunden einteilen. Durch unsere Kalkulation nach Stunden behandeln wir die Zeit als ein Mittel zum Zweck. Der Mensch, der monatlich bezahlt wird, lebt in diesem seinem Arbeitsmonat sein volles Leben; nichts liegt außerhalb oder jenseits dieses Monats. Der Mensch, der stundenweise bezahlt wird, lebt in einer Zeit, die betrachtet wird, als ginge sie der „Fülle der Zeit“ voraus²⁾. Und eben weil die Zeit im Hinblick auf das Ergebnis vorweggenommen wird, hat sie für sich allein keinen Sinn. Wir kennen diese Zeitbruchstücke recht gut, die nur erträglich sind, wenn wir auf eine Abrundung hinzielen, z. B. auf ein Examen. Die Stunden, die auf das Schreiben dieser Seiten verwandt werden, haben keinen Sinn für sich allein, sie dienen einem objektiven Ergebnis. Die Schwierigkeit beginnt, wenn ich anfangs, nicht meine eigenen Vorlesungen, sondern die eines anderen zu schreiben, wenn ich anfangs, meine Stunden Zwecken zu widmen, die weit über mein Verständnis oder meine Beurteilung hinaus liegen, und wenn ich festgebant bleibe in den Kalender des Kalkulationsbüros.

Wenn immer ein Mensch zu diesem Denken nach Stunden gezwungen wird, hört er auf Bürger zu sein und wird Proletarier. Jahr und Tag gehen den Bürger an,

Leben und Ewigkeit den Christen. Richtet sich aber das Interesse auf Stunden, so wird der Mensch zu etwas Neuem und von beidem völlig Verschiedenem umgeformt. Glauben Sie nicht, daß wir in das größere Gehäuse der Stadt oder der Kirche wieder eintreten können, wenn wir Zehntausende von Stunden aufeinander türmen. Ich habe schon gezeigt, daß die industrielle Kalkulation sich immer auf ein äußeres Werkstück bezieht, auf ein Gebäude, eine Mauer, ein Kanalisationsystem. Nirgends trifft es das menschliche Leben, außer in der einzelnen Stunde, nach der seine Arbeit berechnet wird.

In dem russischen Leitfaden über den Fünfjahresplan sagt Herr Ilin, ein bolschewistischer Ingenieur: „Wir brauchen Maschinen, damit wir weniger arbeiten müssen und mehr erreichen. Am Ende des Fünfjahresplans wird der Arbeitstag in einer Fabrik um 50 Minuten verkürzt sein. Wenn wir annehmen, daß das Arbeitsjahr aus 273 Tagen besteht (Ruhe- und Feiertage nicht eingerechnet), so wird der Arbeiter 227 Stunden weniger im Jahr arbeiten als zu Beginn des Planes.“ Der neue Sonnenkalender erzieht die Menschen dazu, sich die Zukunft nicht als etwas Neues zu denken, sondern als etwas, das im voraus berechnet werden kann. In dieser Welt der Wirtschaft und Technik ist die Zukunft nichts als die Verlängerung der Vergangenheit. Hätten frühere Zivilisationen die Zukunft als ein Anhängsel zu der uns bekannten Vergangenheit zu denken gewagt, so wäre wahrscheinlich niemals eine besondere grammatikalische Form für das Futurum erfunden worden. Wirkliche Zukunft umfaßt in ihrer eigentlichen Bedeutung eine Qualitätsänderung, eine Überraschung und eine Verheißung. In der Zukunft leben heißt, gleichgültig der gegenwärtigen Mühsal gegenüber zu sein.

In Amerika war die Zukunft eine solche Gottheit, weil sie unbekanntes Leben bedeutete. Der Sonnenkalender des Handels ist pedantisch. Der geistreiche Bankier Fürstenberg in Berlin machte sich einmal recht wirkungsvoll darüber lustig. Er hatte eine Konferenz mit dem Präsidenten einer der größten deutschen Elektrizitätsgesellschaften, und nach zwei Stunden stellten beide fest, daß sie sich noch einmal treffen mußten. Der Industrielle setzte recht gewichtig auseinander, wie überaus beschäftigt er sei. Jeder Tag sei völlig besetzt, praktisch jede Stunde mit Konferenzen, Besprechungen, Ausschusssitzungen und Geschäftsreisen ausgefüllt. Jetzt sei Januar, und er könne in seinem Terminkalender vor dem 16. April keinen freien Tag finden. Ja, der 16. April passe ihm, hätte dann auch der Bankier Zeit? Gelangweilt von dieser Wichtigtuerei sagte der Bankier ruhig: „Tut mir leid. Am 16. April muß ich zu einer Beerdigung.“

Die Abschaffung der echten Zukunft ist der Preis, den wir bezahlen müssen, wenn wir unseren Kalender so überlasten, als wenn die kommenden Tage ebenso sehr unser eigen seien wie unsere vergangenen. Wer die Zukunft als sein Privateigentum behandelt, wird nie die volle Wohltat ihres regenerativen Charakters erfahren.

Natürlich kann ein erwachsener Mensch nicht umhin, die Zukunft als logisches Ergebnis seiner Vergangenheit zu behandeln. Er muß sich notwendigerweise von seiner Vergangenheit ein halbes Jahr oder mehr im voraus borgen. Aber wenn er das tut, zeigt er, daß ihm wenig wirkliche Zukunft übrigbleibt. In der gesamten Zeit, die er im voraus verabredet ist, kann wirkliche Zukunft in sein Leben nicht eintreten. Denn diese Festlegung im voraus verhindert, daß unsere Tage in das Buch des Lebens eingehen. Ab und zu müssen wir alle

einmal unsere Verabredungen, unseren ganzen Kalender streichen. Tun wir das nicht, zerbricht etwas. Unter dem Druck von zuviel antizipierter Zeit haben die Menschen jetzt einen Ausweg gefunden. Unsere Seele, mit zuviel Vergangenheit überlastet, antwortet mit einem Nervenzusammenbruch. In leichteren Fällen verhilft uns der von der Vorsehung gesendete Grippeanfall, der uns immer im richtigen Augenblick erwischt, zur Bereinigung unseres Kalenders. Mit diesen Schlichen leisten wir dem Einbruch der Vergangenheit in die Zukunft Widerstand. Es ist aber wichtig, daß uns klar wird, wieviel Gift durch diese Invasion vorerberechneter Zeit in unser Leben eindringt. Es bedeutet die Erschütterung des gesunden Gleichgewichts zwischen der organisierten Zeit einerseits und dem freien Raum unserer unerforschten Zukunft andererseits. Zu allen Zeiten der Geschichte hat man dies Gift allzu hoch organisierter Zeit als verhängnisvoll empfunden. Aus diesem Grund versuchte der heilige Franz von Assisi seine Tage wie *fioretti*, Blümlein, zu leben. Die „Blümlein des heiligen Franziskus“ werden heutzutage oft zitiert. Man hält sie für ein frommes Büchlein. Aber „*fioretti*“ ist keine sentimentale Metapher. Franziskus meinte es völlig ernst. Wie ein moderner Psychiater kannte er recht gut die verderblichen Folgen eines solchen Übergriffs der Vergangenheit in die Zukunft. Jeder Tag muß frei sein und wie neu geschenkt gelebt werden, wie eine neue Gabe, wie ein unbekanntes, unberechenbares, unberührtes Gebiet. Jeder Tag, den Franziskus durchlebte, war eine neue Blume.

Die moderne Abart der Zeit, die wir Arbeitszeit nennen, ist erforschtes Gebiet. Sie ist vorweggenommene Zeit, die für die Produktion notwendige Zeit, die von einem festgelegten Punkt in der Zukunft nach

rückwärts berechnet wird. Wer in diesen „Stundenplan“ verstrickt ist, gehört zu einem Denkschema, das in der Vergangenheit errichtet wurde. Die Struktur der industrialisierten Welt läßt das Rädchen in der Maschine in den Vorhöfen oder Vorzimmern des wirklichen Lebens, in einer im voraus organisierten Welt ohne Zukunft. Und es erhebt sich die Frage: Wo wird dieser Mensch seine Zukunft finden?

Das Gesetz des Plural Das Molekül der Produktion

In der verhexten Welt von heute entdeckten wir einen magischen Kalender, einen objektiven Sonnenkalender, der sich auf objektive Ziele bezieht. In diesem Schema, so stellten wir fest, ist eine Stunde ein Bruchteil des imaginären Plans, der im Kalkulationsbüro entwickelt wird. Die Stunde, für die ein Mann bezahlt wird, ist nicht Teil seines Lebens, sondern ist ein Teil der mehreren hunderttausend Stunden, die zum Bau einer Brücke benötigt werden. In der englischen Sprache spiegelt sich diese Situation wider. Ein Arbeiter sagt etwa „That's nothing in my life!“ — Was ist das schon in meinem Leben! Und er hat recht, weil das wesentliche Faktum in seinem Leben die biologische und psychologische Einheit von Tag und Jahr ist. Seine erste und seine hundertste oder tausendste Stunde sind völlig voneinander verschieden. Im Produktionskalender sind sie dagegen nicht verschieden, weil sie alle in ein und demselben Augenblick der Antizipation in den Produktionsplan eingetragen werden. Man behandelt die Produktionsstunden, als lägen sie Millionen und Milliarden von Jahren in einem Speicher aufgestapelt.

Man nimmt die Stunden der Menschen vorweg wie Naturkräfte, die der Gesellschaft zu jedem gegebenen Zeitpunkt zur Verfügung stehen.

Wir wollen uns nun den Charakter des Menschen in der Industrie etwas näher ansehen. Warum sprechen wir nie von einem individuellen Arbeiter? Weil die kleinste Einheit in einer Fabrik nicht der einzelne ist, und zwar aus einem einfach zu demonstrierenden Grunde. Die kleinste Arbeitseinheit unter der anerkannten Herrschaft von Elektrizität und Technik kann nur ein besonderes Identifikationsmerkmal aufweisen, nämlich, daß sie imstande ist, in Schichten zu arbeiten. Die große Errungenschaft der letzten Jahrhunderte muß erhalten bleiben. Mit der stets weiterlaufenden Natur und ihren Eisen- und Stahlmensch, die weder Pausen noch Erholung benötigen, kann ein Individuum, das Schlaf und Ruhe braucht, nicht konkurrieren. Das Hauptgesetz der „zweiten Natur“ lautet daher: *In der Industrie entsprechen drei natürliche Menschen einem Menschen.* Der Mensch wird wie ein Molekül von M 3 behandelt, da ein Mensch allein ein zu schwaches Atom ist, um unmittelbar in das neue Universum einzutreten. In der industrialisierten Welt hat die Gruppe die Vorherrschaft, eben weil in dem Kalender der technisierten Natur „drei gleich eins“ ist.

In der Industrie kann der Platz eines Menschen nicht von einem einzelnen Individuum ausgefüllt werden. In der technischen Arbeit ist die natürliche Einheit das „Team“. Die drei natürlichen Menschen sind als eine Arbeitseinheit, als das kleinste mögliche soziale Molekül zu betrachten. Unser Zeitprinzip läßt uns leicht erkennen, was die Fanatiker des Raumes geflissentlich übersehen, nämlich daß der Mensch, sobald er in eine Fabrik eintritt, nichts als ein Drittel der einzigen

menschlichen Kraft ist, die in diesem System ohne verheerende Folgen verwendet werden kann.

Das erste ökodynamische Gesetz der Industrie beseitigt jeden Individualismus im herkömmlichen Sinn. Es wird dem instinktiven Gefühl des Arbeiters, daß ihm als Individuum nicht geholfen werden kann, völlig gerecht und erfaßt nachdrücklich den überpersönlichen Charakter der Probleme des Arbeiters.

Ich hoffe, daß eines vollkommen klar ist: dies ökodynamische Gesetz ist so abstrakt wie die thermodynamischen Gesetze der toten Natur. Ich weiß wohl, daß es in zahllosen Fällen keine drei Schichten gibt: nach 8 oder 10 Stunden gehen die Menschen nach Hause. Und viele Fabriken sind sonnabends und sonntags geschlossen. Aber infolge der Macht des Menschen über die Zeit erklärt unsere Verfassung der technischen Welt alle diese Fälle für Ausnahmen vom technischen Prinzip. Und zwar deswegen, weil sie zu den Wurzeln der herrschenden Bedingungen gelangen will. Und die Väter dieser Verfassung können überzeugt sein, daß ein nach Stunden entlohnter Student, ein Halbtagssekretär, ein Assistent sämtlich in ihrer Behandlung und Bezahlung mehr oder weniger abhängig sind von dem ersten ökodynamischen Gesetz, daß „drei gleich eins“ ist. Weil man dies nicht wußte, vermochte die Gesetzgebung nicht, den Fall des Arbeitnehmers befriedigend zu klären. Unsere Gesetze weichen der Wirklichkeit in bezug auf Gewerkschaften und Streiks aus, weil sie alle auf der Fiktion aufgebaut sind, daß „eins gleich eins“ ist. Der Arbeitgeber aber denkt an ein abstraktes 24-Stunden-Wesen!

Was für den Tag gilt, gilt auch für die Woche. Da ein großer Teil der Arbeit nicht am Sonnabend aufhören kann, sondern sieben Tage in der Woche weiterläuft, müssen auch diejenigen, die nicht in Tagesschichten ar-

beiten, einen Ersatz für den siebenten Tag haben. Das ist aber nur ein Spezialfall unseres ersten ökodynamischen Gesetzes. Lassen Sie es mich durch ein Beispiel erläutern.

Ich kenne einen Mann aus Boston, der eine Werkstatt von fast hundert Menschen leitet. Die Werkstatt ist von morgens 7 Uhr 30 bis 7 Uhr abends geöffnet, und als Abteilungsleiter muß er die ganze Zeit dasein. Der Betrieb läuft werktags wie sonntags gleichmäßig weiter. Die Arbeitsleute der Abteilung erhalten einen Ausgleich für den Sonntag durch ein System des Schichtwechsels, aber für den Leiter gilt die Siebentagewoche! Er erzählte mir, daß er praktisch nie einen freien Tag habe. Er wurde selbst rot, als er zugab, daß er nie einen Sonntag hat. Er empfand, daß in seiner Situation etwas Empörendes, Unmenschliches lag. Sein Gefühl für menschliche Würde und der Druck, der von dem System auf ihn ausgeübt wird, waren offenbar nicht miteinander in Einklang zu bringen. Aber er fürchtete, seine Stellung zu verlieren, falls er sich als nicht unersetzlich erwies.

Eine dritte Anwendung unseres Gesetzes kann aus der Tatsache abgeleitet werden, daß derselbe Mann, der seine Sonntage nicht wahrnahm, jedes Jahr 14 Tage Urlaub nahm. Während dieser 14 Tage durfte ihn ein Assistent ersetzen. Das heißt, der jährliche Urlaub erwies sich als etwas, auf das man nicht verzichten und das man nicht aufgeben konnte. Das erweitert unser Bild von der zweiten Existenzform des natürlichen Menschen in einer technisierten Welt. Das natürliche und persönliche Jahr des Menschen rebelliert durch seinen Urlaubsanspruch gegen das Sonnenjahr mit seinen 365 gleichen Tagen. In der vorindustriellen Welt kannte man keine Ferien, jetzt, da der industrielle

Kalender selber nicht mehr auf den menschlichen Bedürfnissen beruht, sind sie aber völlig legitim. Der Urlaub wird selbst in den Fällen ermöglicht, in denen das Prinzip der drei Schichten oder ein Sonntagsersatz nicht zu erreichen ist. Er ist der allgemeinste Ausdruck für die Befreiung des Menschen von dem ewigen Kalender seiner Arbeit. Man kann sicher sein, daß man dort, wo der Urlaub als geheiligt gilt und wichtiger scheint als freie Abende oder freie Sonntage, unter dem Bann der Industrie lebt. Ein Bauer hat keinen Urlaub, der Boden ruht nur einige Zeit im Winter, und so ruht er mit dem Boden aus. Urlaub bedeutet eine Beschäftigung, die nicht aufhört, sondern ohne dich oder mich weitergeht.

Die Kultur des Arbeiters und Angestellten wird sich wahrscheinlich auf der Tatsache seines jährlichen Urlaubs aufbauen. Mit großartiger Einfachheit ist der Mensch aus seinen zerstreuten 2400 Stunden im Jahr aufgetaucht, indem er einen Urlaub im Jahr fordert. Wird dies einmal zugestanden, so ist trotz dem Lohnmechanismus das Jahr wiederhergestellt, ist es für den einzelnen Arbeiter wieder ein Ganzes. Er ist dann der Mensch, der 50 Arbeitswochen und 2 Ferienwochen hat (oder 46 Arbeitswochen und 6 Ferienwochen usw.). Die Länge des Urlaubs, wenn auch nicht unwichtig, ist weniger wichtig als das Prinzip selber, das den Arbeiter wieder auf ein menschliches Existenzniveau zurückführt. Ein Jahr ist menschlich, die Stunde war es nicht.

Die gleiche Tatsache, die es dem Arbeiter ermöglicht, Ferien zu haben, verbindet ihn auch mit dem Mann, der ihn inzwischen ersetzen muß. Dieser Mann darf ihn nicht im Stiche lassen. Dieser Mann darf nicht versuchen, ihn zu verdrängen oder sich selbst die Stelle zu verschaffen. Urlaub und Schichten basieren auf

einem Ehrenkodex zwischen den Gliedern einer „zeitlichen Gruppe“. Nach diesem Kodex darf sich kein Glied in der Gruppe während seiner Schicht einen Vorteil herausnehmen, der die Aussichten eines anderen Gliedes der Gruppe beeinträchtigt.

Betrachten wir den Mechanismus einer Gruppe in der Werkstatt als eine natürliche Anordnung in Reihen von drei Mann, die nacheinander arbeiten, dann bedarf dieses Gesetz der guten Kameradschaft keiner Erläuterung. Aber infolge unserer Annahme, daß dies das Grundgesetz der Industrie ist, beleuchtet es plötzlich eine Tatsache, die jedem Fachmann bekannt ist, nämlich, daß auch die, die miteinander und zur selben Zeit in einer Gruppe arbeiten, ein Glied verachten, das das allgemeine Niveau der Produktion durchbricht.

Im Prinzip durchzieht der Gedanke der Schichtarbeit unser ganzes Industriesystem. Die verschiedenen räumlichen Gruppen, fünf oder zehn Männer oder Frauen, die in demselben Betrieb zusammenarbeiten, indem sie haargenau das gleiche tun, sind nur die räumliche Projektion einer Einrichtung, derzufolge einer dieser Männer oder Frauen die Arbeit aufnimmt, die ihnen von dem Vorgänger hinterlassen wird. Das wohlbekanntes Phänomen des Leistungsrückgangs bildet für alle Gruppen ein allgemeines Gesetz. Die Höchstleistung wird bestimmt von dem schlechtesten Glied oder zumindest dem durchschnittlichen Glied der Gruppe. Ein tüchtiger Arbeitgeber wird versuchen, jedem einzelnen Arbeiter den Gedanken einzuhämmern, daß er bis an die Grenze seiner persönlichen Leistungsfähigkeit gehen müsse. Die Betriebe haben Pläne und Prämiensysteme zur Aneiferung ausgearbeitet, weil sie annahmen, daß der Arbeiter als Individuum reagieren wird. Aber das tut er keineswegs.

Ich zitiere aus einer Untersuchung, die in der Harvard Business School bearbeitet wurde: „Die meisten Arbeiter waren besessen von dem Gedanken, den Prozentsatz ihrer wöchentlichen Durchschnittsleistung von Woche zu Woche ‚gleich‘ zu halten. Die Aktivität der Gruppe ging darauf hinaus, den Versuch des Arbeitgebers zur Produktionserhöhung zunichte zu machen. Einige Arbeiter leisteten tatsächlich mehr Arbeit, als sie jeweils dem Gruppenchef am Ende des Tages meldeten. Sie meldeten eine Zahl, die in etwa ihrer durchschnittlichen individuellen Leistung entsprach.“

Die Atomeinheit in einer Fabrik ist nicht der einzelne natürliche Mensch. Die kleinste Einheit, auf der die Werksmoral aufgebaut werden kann, ist die Dreiergruppe.

Diese Auffassung gestattet uns, zu erkennen, daß die Arbeit in einer industriellen Gesellschaft mit der Gruppe rechnen muß. Die Gruppe ist eine Realität, deren Existenz sich überall fühlbar macht. Dennoch mißachtet der Arbeitgeber ständig Ansprüche und Erfordernisse der Gruppe, weil er und sein Stab dazu erzogen sind, einen einzelnen Menschen nur als einen einzelnen Menschen zu sehen.

Als ich zum ersten Mal versuchte, die überpersönliche Situation in der Fabrik zu erfassen, kam ich zu dem Schluß, daß die Industriegesetzgebung die realen Fakten berücksichtigen muß. Ich sandte mein Buch über die Dezentralisierung in der Industrie an meinen Lehrer des Zivilrechts an der Universität Heidelberg. Als er mich das nächste Mal traf, schlug er mir väterlich auf die Schulter und sagte halb irritiert und halb bedrückt: „Aber wir sind ja alle Menschen. Überall sehe ich Menschen, ich sehe nur Menschen.“ Dieser gütige und wohlmeinende Mann tat genau das, was das Sprichwort meint, wenn es sagt: „Er sieht den Wald vor

lauter Bäumen nicht.“ Er sah das Industriesystem vor lauter Arbeitern nicht.

Alle Vorschläge zur Organisation der Industrie müssen auf einen Schlag revidiert werden. In einer Fabrik kann Ehre, Wetteifer, Ehrgeiz, Stolz zwischen Gruppen entwickelt werden, aber nicht zwischen einzelnen.

Nun können wir daran gehen, die Normalgröße einer Gruppe im Raum zu untersuchen. Ich kann nicht im einzelnen die Gründe aufzählen, die zu der Annahme führen, daß es 5 bis 15 gleichzeitig zusammen arbeitende Menschen sind, welche die für die Gruppe in der Industrie wichtigen Qualitäten der Identität und Einheit bewahren können. Das Optimum der Gruppengröße ist natürlich je nach den Umständen verschieden. Trotzdem gibt es für jede kollektive Gruppe eine optimale Größe. Und sobald die Vorurteile der Auffassung, die den Menschen als etwas Besonderes ansieht, nicht länger die Augen vor der Wirklichkeit verschließen lassen, werden die Energien der Elektrizität oder des Dampfes nicht mehr die einzigen Kräfte sein, deren Optimum sorgfältig erforscht wird.

Hat sich einmal dieser Gesichtspunkt als nützlich erwiesen, so wird für den Betriebsingenieur das Optimum der Fabrik als Ganzes zu einer Frage von primärer Wichtigkeit werden. Nach meinen eigenen Untersuchungen in Deutschland ist das sozialökonomische Optimum für eine Fabrik als Ganzes viel niedriger, als man gewöhnlich annimmt. Einheiten von mehr als 600 bis 800 Arbeitern sind nirgendwo wirklich notwendig. Das Prinzip des „größer und besser“ schaute mehr auf die Ziegelsteine als auf die Menschen und hat die öffentlichen Finanzen mit wachsenden Ausgaben für Polizei, Gefängnisse, Krankenhäuser, Straßen, Eisenbahnen, Irrenanstalten bis zu einem skandalösen Ausmaß belastet. Die finanzielle Einheit eines Unternehmens hat

nichts zu tun mit dem Pflichtgefühl den Energien gegenüber, die in einer Fabrik verwendet werden. Diese Energien müssen systematisch verwendet werden, und solange noch gewaltige dunkle Massen von zehn- oder fünfzehntausend Arbeitern durch die Tore einer einzigen Fabrik strömen, sind sie nicht wirklich oder richtig technisiert. Ein solches Mammutgebilde ist gewöhnlich überorganisiert. Reibereien unter dem Personal sind unvermeidlich, und da sich alle solche Unstimmigkeiten in geheimnisvoller Weise „unten“ ebenfalls bemerkbar machen, sind die Reibereien oben zum Teil verantwortlich für die Unruhe unten. In vielen Fällen wäre es weitaus nützlicher, diese Unstimmigkeiten zu untersuchen als die Sekunden, die in den Zeitstudien über Stückarbeit erscheinen.

Einen Augenblick lang haben wir den Standpunkt vertreten, als könne das Optimum durch eine solche Untersuchung im Raum allein bestimmt werden. Das war ein Bruch meines Versprechens, unseren eigenen Zeitmaßstab an die Probleme der Fabrik anzulegen. Kann man das für die Fabrik als Ganzes tun? Ich behaupte nicht nur, daß man es tun kann, sondern daß es sogar eine notwendige Bedingung für jede korrekte Bilanz in einer elektrifizierten Industrie ist.

Die moderne Industrie unterscheidet sich völlig von dem Ackerbau in einem Dorf. Dort wird Jahr für Jahr der gleiche Boden gepflügt, und Jahr für Jahr umgeben die gleichen Zäune die gleichen Flächen. Der Mensch ist auf seinem Boden zu Hause.

In der Industrie und insbesondere in einer elektrifizierten Welt gilt dies nicht mehr. Die Fabrik ist die Anwendung des Prinzips der Goldgrube auf jede Arbeit. Die Fabrik lebt innerhalb eines begrenzten Zeitraums. Sie ist keine Dauergründung wie die Kirche und der Kirchhof. Die einzelne Fabrik ist ein zeit-

weiliges Hilfsmittel wie die Krane und Dampfbagger, die man bei dem Tennessee-Valley-Projekt verwendete. Die Fabrik ist grundsätzlich vorübergehend, vergänglich. Man sollte sie nicht für alle Ewigkeit bauen. Sie ist eine zeitweilige Einrichtung, deren Maschinen nach drei oder fünf Jahren Gebrauch abgeschrieben werden. Für eine Phantasie, die sich das kaufmännische Geschäft oben und individuelle Arbeiter unten vorstellte, ist diese Sicht einer ständig wechselnden Arbeitsstätte erschreckend. Der Durchschnittsliberale zieht den Glauben vor, daß eine häßliche Fabrik ebenso unweigerlich weiterbestehen bleiben wird wie der Mailänder Dom, eine Vorstellung, die mir noch erschreckender erscheint. Dem Himmel sei Dank, die alte britische King's Chapel in Boston wird viele Fabriken überleben. Wir brauchen uns nicht an die Annahme zu klammern, daß die moderne Arbeit in Gebäuden getan werden muß, die für die Ewigkeit gebaut sind. Wir wissen bereits, daß eine Fabrik eine Umgruppierung der Natur ist. Deshalb ist sie so vergänglich wie die Natur selber, und deshalb werden die zukünftigen Unternehmen viel beweglicher sein. Einige werden ihrem Rohmaterial durch die ganze Welt folgen, andere aus Organisationsgründen ihren Standort im Raum ändern. Aber die Gruppen „unten“ werden die wandernde Fabrik überdauern. Der einzelne Arbeiter kann diese Vision des ständigen Wechsels mit ganzem Herzen akzeptieren. Einerseits hört die Fabrik auf, eine beständige Festung wie die Bastille zu sein; sie erweist sich als ein Werkzeug, das für einen vorübergehenden Zweck geformt wird. Die Technik enthüllt sich nicht als Tyrann, der sich für ewig in einem bestimmten Gebiet festsetzt, sondern als Diener für einfache und spezielle Aufgaben. Andererseits aber wird der einzelne Arbeiter durch seine anerkannte Mitgliedschaft in einem Mole-

kül gegen die Härte des Wechsels geschützt. Mit dieser Art Solidarität wird die Gruppe eines Tages die Veränderungen in den Gebäuden der Industrie überleben. Und ist das nicht das Einfachste auf der Welt? Der Molekülcharakter ist das Rückgrat der Fabrik; damit er überdauern kann, muß er ausreichend gestärkt werden.

Natürlich warnt uns unser Zeitbegriff vor allzugroßer Vereinfachung. Es ist nicht anzunehmen, daß jedes Zeitmolekül eine gleichlange Lebensdauer hat. Solange wir nichts von der gesunden oder natürlichen Zeitspanne wissen, wissen wir auch nichts von der Gruppe. Wie lang ist es mir möglich, mich mit meinen Arbeitskameraden in einer solchen kooperativen Kameradschaft zu identifizieren? Auch hier wieder hinderte der Aberglaube der Raumpfachleute den Menschen daran, selbst die einfachsten Fragen zu stellen. Wie lange dauert eine solche Gruppe? Wie lange sollte sie dauern? Was ist das Optimum der Zeitspanne für ein und dieselbe Arbeitsgemeinschaft? Ich erinnere mich gut, daß man mich, als ich diese Frage nach dem Optimum der Zeitspanne zum ersten Mal anschnitt, einfach auslachte. Einer meiner Kritiker war Herausgeber einer Zeitschrift. Er war immerhin so höflich, daß er nur lächelte. Fünf Minuten später sagte er: „Die meisten Zeitschriften machen einen großen Fehler, wenn sie versuchen, immer weiter zu bestehen. Jede Zeitschrift von wirklichem Wert und Zweck hat ihre Daseinsberechtigung nur für eine gewisse Zeit. Sie sollte ehrlich genug sein, das einzusehen, und nach Ablauf dieser Zeit eingehen. Der beste Prüfstein ist die Anhänglichkeit der anfänglichen Herausgebergruppe. Eine kommerzialisierte Zeitschrift ist in der Regel völlig tot und hindert nur Besseres und Frischeres am Hochkommen. Sie dauert fort, weil sie tot ist. Totes kann

nicht sterben. Die meisten Leute wissen nicht, wie tot das Zeug ist, von dem sie leben. Die Wahrheit ist eben, daß eine Gruppe sehr junger Menschen selten länger als ein paar Jahre etwas Wertvolles zu sagen hat; ältere Menschen können es länger tun.“

Die Einheiten in einer Fabrik sind keine lebenslangen Einheiten. Der Mensch wird nicht in der Fabrik geboren und wird nicht in eine Fabrikgruppe hineingeboren. Die Gruppe ist nichts Totes wie etwa die kommerzialisierte Zeitschrift. Sie ist lebendig, und aus eben diesem Grunde muß sie eines Tages sterben. Der Tod ist unvermeidlich für die Gruppe. Und er muß als wirklicher Schmerz und als eine menschliche Erfahrung kommen. Und doch ist der Tod der Gruppe keineswegs tragisch. Der Tod hat in der modernen Gesellschaft seinen tragischen Charakter verloren, weil er in kleinen Dosen über das ganze Leben verteilt ist. Er ist immer nur partiell, ein Teil von uns bleibt am Leben. Die Verehrung des Raumes verursacht in der modernen Welt einen schrecklichen Verlust, da man dadurch den Ernst dieser dauernden Prozesse von Tod und Leben, von Entstehung und Auflösung der Gruppen nicht mehr sieht. Das Stundensystem verführt die Menschen zu der Meinung, daß alle Sakramente spurlos verschwunden sind und daß der Mensch leben kann, indem er sinnlose Sekunden oder Stunden oder Tage aneinanderreihet. Die Entdeckung der Gruppe und ihre moralische und gesetzliche Anerkennung wäre der erste Schritt in der Richtung, in der das Leben seine volle Tiefe und Kraft wiedergewinnen könnte. Die modernen Massen müssen wieder lernen, wie man „fünf Jahre“ buchstabiert. Es wird wie das Laufenlernen nach langer Krankheit sein.

Hoffentlich besteht kein Mißverständnis darüber, daß das Optimum für eine Gruppe von sagen wir drei oder

fünf oder sieben Jahren eine wirkliche und moralische Zeiteinheit ist und nicht eine bloße Summe von Stunden. Wer in die Gruppe eintritt, muß wissen, daß sie fünf Jahre lang bestehen soll. Er muß sich von Anfang an der schwierigen und ernsten Aufgabe widmen, Glied einer Optimalgruppe zu sein und nicht bloß ein Arbeiter nach Stunden. Die Zeitspanne von fünf Jahren ist kein äußerliches und zufällig von der Fabrikverwaltung festgesetztes Maß. Sie ist als Pflicht und Privileg für die Gruppenglieder gedacht. Die fünf Jahre sind *ihre* fünf Jahre und nicht fünf Jahre in einem abstrakten Plan. Sie sind *ihre* fünf Jahre, weil der Mensch im Zusammenleben mit seinen Mitarbeitern bei Tag und bei Nacht seine unterschiedlichen Kräfte und ursprünglichen Qualitäten nur zeigt, wenn er dieses Gemeinschaftsleben mit ihnen über die Spanne von fünf Jahren hin überblicken kann.

Indes hat die Gesellschaft eine so gründliche Zerschlagung und Verflachung des menschlichen Glaubens an die Zeit erlebt, daß es eine sehr schwierige Aufgabe ist, auch nur eine Gruppe auf fünf Jahre mit neun Arbeitern zu organisieren. Man kann sie natürlich bilden, wenn man sie zur Verantwortung zwingt. Arbeit wird nur gut getan, wenn die damit zusammenhängenden Pflichten klar umrissen und nachprüfbar sind. So kann die Gruppe in einer Fabrik Selbstverwaltung entwickeln. Man kann ihr die Maßregelung ihrer Mitglieder gestatten. Man kann vielleicht den Chef der Gruppe unter Berücksichtigung der Gefühle der Gruppe ernennen. Die Gruppe, nicht das tausendfache Individuum in dem ungegliederten Heer der Fabrik ist die Einheit, auf der sich eine Vertretung dieses Heeres aufbauen kann. Die meisten Betriebsräte sind schlechte Imitationen der Demokratie des allgemeinen Wahlrechts. Verfallen Sie nicht in den Irrtum, Arbeiter seien wäh-

rend ihrer Arbeitszeit in der gleichen Lage wie Wähler bei einer Bundeswahl. „Drei gleich eins!“ Das Problem der Vertretung in einer Fabrik wird nicht durch die allgemeine Wahl gelöst. In Deutschland haben die Betriebsräte trotz aller Aufrichtigkeit der daran Beteiligten versagt. Sie gewannen nie Fleisch und Blut, weil sie das ungegliederte Heer der Arbeitskräfte als Ganzes repräsentierten. Die Gruppen sind mehr als bloße gesellschaftliche Einheiten. In vielen Fällen kümmern sie sich selbst um den Raum, in dem sie leben. Wo immer die Gruppe das Recht auf Gestaltung der eigenen Umgebung zurückgewinnt, fängt sie an, Raum zu erobern, wie der Ritter, der weit entfernt von seinem Landesherrn in einer mittelalterlichen Burg eingesetzt wurde. Nie wieder wird es einen Ein-Mann-Raum geben. Der Raum kann jedoch in zugeteilte Felder der Verantwortlichkeit und Selbstverwaltung für eine Gruppe umgeformt werden. In vielen Fällen wird man mehr als eine Gruppe miteinander koordinieren müssen. Bei dieser Koordination von zwei, drei oder mehr Gruppen für allgemeine oder besondere Zwecke gibt es zahllose sehr unterschiedliche Probleme.

Hier möchte ich Ihre ganze Aufmerksamkeit auf das ökodynamische Gesetz lenken, das wir entdeckt haben und das besagt, daß heutzutage bei jederlei organisierter Arbeit potentiell mehr als ein Mann vorausgesetzt ist. Für alle Arbeitszwecke liegt dem Fundament unserer industriellen Gesellschaft die Gleichung „drei gleich eins“ zugrunde. Bevor nicht dies Prinzip durchdacht worden ist, müssen sich die Menschen unglücklich fühlen und können sie nicht wirklich organisiert werden. Das ist keine Geldfrage. Arbeitslosigkeit ist keine Geldfrage. Früher waren die Menschen glück-

lich, waren wirkliche Menschen und gute Bürger mit viel weniger Geld als die Menschen heutzutage. Der Weg ist jetzt frei für eine wissenschaftliche Behandlung der menschlichen Zeit. Wir kennzeichneten den Aggregatzustand des Menschen in der Arbeit und für die Arbeit als etwas, das sich der völligen Individualisation widersetzt. Wir stellten das erste ökodynamische Gesetz auf, nämlich, daß in dem Kampf um das Dasein des Menschen auf der Erde das Individuum in der Kette der kooperierenden Schichten verschlungen wird. In seiner Formel „drei gleich eins“ erinnert das erste ökodynamische Gesetz den modernen Menschen an die ewige Tatsache, daß die Gesellschaft ihren Kampf ums Dasein vereint führt. Wenn immer wir an der Arbeitsteilung teilhaben, sind wir Soldaten in einer Armee. Die Soldaten der Nachtwache in Hamlet, die den Geist von Hamlets Vater sehen, sind Glieder in einer Kette von Wachen, die Tag und Nacht das Schloß von Helsingör bewachen. Die Arbeit in Schichten ist nichts Neues. Immer wurden Menschen als Wachtposten für die Allgemeinheit aufgestellt. Die Arbeit in der Gesellschaft ist die organisierte Wache, die ohne Rücksicht auf Krankheit, Schwäche oder Tod des einzelnen durchgeführt werden muß. Die Arbeit in der Gesellschaft geht weiter, ob ein Vater stirbt, ein Kind weint oder das Herz einer Frau bricht. Das alles wird in der Gleichung ausgedrückt: „Drei gleich eins.“ „Drei“ drückt den nichtindividuellen und gesellschaftlichen Charakter des Menschen als eines Mitarbeiters aus. In Schichten arbeitend, uns auf Vorgänger und Nachfolger verlassend und soweit wie möglich alle Abweichungen von beiden ausgleichend, tun wir unser Bestes, wenn wir erreichen, daß wir ersetzlich sind. Ersetzlich sein heißt, daß man mit Erfolg in ein Rad der gesellschaftlichen Maschine

umgewandelt wurde, es heißt, daß man „einsatzfähig“ geworden ist. Aber das ist nicht alles. In der „Drei“ liegt ein Risiko. Sobald ich mich als eine Wache zwischen zwei anderen denken muß, schreite ich ins Unbekannte. „Drei gleich eins“ hat die Nebenbedeutung eines sozialen Risikos, das uns nicht unbekannt ist, wenn wir Auto fahren. Auf der Autobahn kennen wir die anderen Fahrer nicht, wir können sie nicht kennen. Man nimmt an, daß sie vernünftig fahren werden, wie man es selber zu tun versucht. Aber einmal unter tausend Malen erweist sich diese Annahme als verhängnisvoll. Der andere reagiert unvernünftig. Das statistische Gesetz des „einmal unter tausend Fällen“ kehrt sich gegen mich. Der Betrunkene drückt meinen Kotflügel ein. Das bleibt ein unpersönliches Geschehnis. Es hat keinen Zweck, gegen diesen Mann Rache zu empfinden. Er vertritt jenes unvermeidliche soziale Risiko, das vom Statistiker formuliert wurde, das Risiko des Unbekannten. Unablässig zwingt uns der anonyme Charakter unserer sozialen Zusammenarbeit diese Arbeit von Risiko auf — man kann es durch die Feststellung ausdrücken, daß wir den bestimmten Mitarbeiter nicht kennen können, der uns zugehört sein wird. Ein Mensch kann ein anderes menschliches Wesen kennen, er mag seinen Ehegatten kennen. Seine Mitarbeiter kennt er nicht gut genug, um das Risiko des Versagens auszuschließen.

In die Welt der angewandten Thermodynamik, mitten in die technische Welt stellt die Ökodynamik den Menschen als Molekül statt als Atom.

Zwischen Ökonomie und Thermodynamik ist kein Konflikt mehr nötig. Wir haben ein Haus entdeckt, das der Natur zugeeignet ist, das Haus, das die Natur zur Wiederholung veranlaßt. Durch die Fabrik wird die Natur in die Familie des Menschen eingegliedert.

Dank dem Zeitalter der Technik wurde die Natur zu einem Teil der eigenen Geschichte des Menschen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß wir die Thermodynamik und die Ökonomie miteinander in Einklang bringen können. Behauste Natur ist nicht mehr rein physikalischer Art. Sie wurde durch einen geschichtlichen Sieg erobert. Seitdem kann die Thermodynamik mit der Ökodynamik ins Gleichgewicht gebracht werden. Andererseits entdeckten wir den Menschen selbst als Teil dieser Natur, die in der Fabrik behaust ist. Er und seine einzigartigen Fähigkeiten müssen wissenschaftlich untersucht werden, da er zu einem Teil der Natur gemacht wurde. Der Mensch, der zwar nicht erklärt werden kann durch die Gesetze der Thermodynamik – was eine Beleidigung bedeutete, die Unterstellung, daß er tot sei –, braucht sich dennoch nicht beleidigt zu fühlen, wenn wir sein Verhalten in der Fabrik zu untersuchen beginnen. Die Ökodynamik kann ihm sogar seine Würde unter seinen älteren Brüdern – Dampf, Kohle, Elektrizität – zurückgeben. Die ökodynamischen Gesetze können vielleicht das Vorrecht dieser erstgeborenen Elemente in der modernen Welt überwinden. Die Gesetze der Ökodynamik können dem Erstgeborenen das Recht nehmen und dem Menschen wiedergeben. Esau verkaufte sein Erstgeburtsrecht an Jakob. Die Menschheit ist immer in Esaus Lage. Sie ist immer am Rande der Verzweiflung, immer nah am Götzendienst, immer geneigt, die Macht der toten Dinge anzuerkennen. Sie hat Eisen und Stahl angebetet, wie sie einst das Goldene Kalb angebetet hat. In Ägypten versinnbildlichte das Goldene Kalb die Unsterblichkeit des Goldes und der Metalle. Gold kann nicht sterben. Totes stirbt eben nicht, weil es nie lebt! Heute hat eine Übertreibung ähnlicher Art Auto und Telefon zu Götzen gemacht. Immer wieder kommt

die Menschheit nach einer Zeit übertriebener Begeisterung für die Technik zu Sinnen und erkennt ihren Götzendienst. Das setzt den Menschen wieder in seine Rechte unter den Naturkräften ein, und ein Kalb ist wieder nur ein Kalb. Dann bereut Aaron und lernt von Moses. Und dennoch ist diese Erfahrung mit dem Goldenen Kalb höchst wertvoll. All unsere Kenntnis der Natur entspringt unserer Leidenschaft für die Natur. Wenn die Ökodynamik darangeht, den Menschen an seinen rechtmäßigen Platz unter den Elementen einzusetzen, so bleibt sie, als eine neue Wissenschaft, dem wissenschaftlichen Fortschritt der letzten Jahrhunderte zu Dank verpflichtet. Der Mensch wurde eine Weile Rohstoff unter Rohstoffen, weil wir seit 1800 tief unter die organische Welt greifen. Karl Marx z. B. war tastend auf der Suche nach unserer neuen Wissenschaft. Er formulierte für die Kooperation des Menschen in der Gesellschaft das Gesetz: „Mitgefangen, mitgehangen.“ Nur weil er dem Newtonischen Götzten des toten Weltraumes seinen Tribut zahlte³⁾, mußte er sein Gesetz in der kommunistischen Form „einer für alle“ formulieren; wegen seines abstrakten Universalismus ist es für den praktischen Gebrauch von heimatlichen Menschen nicht verwendbar. Unsere Regel „drei gleich eins“ schließt das „alle gleich eins“ des Kommunismus nicht aus, sondern erlaubt die Ausdehnung dieser Regel von der Gruppe auf das Volk und vom Volk auf die Welt. Die abstrakte Formel der absoluten Solidarität ist eine herrliche Idee für sonntags, aber durch sie erlahmt jede Anstrengung zum unmittelbaren Handeln und zur Wiederherstellung der jedem Arbeitsgang eigenen Würde. Und sie verstärkt die Gruppenkonkurrenz zwischen den Völkern. Sie stiftete unter den Völkern Krieg, statt sie zur gemeinsamen Arbeit zu bewegen.

Bei allen praktischen Anlässen sind die Russen heute trotz ihrer Marxschen Formel Nationalisten und Faschisten. „Drei gleich eins“ genügt, um dem Menschen über seine Situation in der Gesellschaft die Wahrheit zu sagen. Das Weitere, das „mehr als drei“, ist darin enthalten. Und es ist eine goldene Regel, die von dem Evangelisten Johannes stammt: Nie sollten wir versuchen, mehr, als absolut und wirklich zutiefst nötig für unser Miteinanderleben ist, unseren Mitmenschen als gemeinsamen Glauben aufzuzwingen. In seinem Greisenalter schränkte Johannes das ganze Glaubensbekenntnis auf zwei Aussagesätze und einen Befehlsatz ein: alle drei zusammen enthalten nicht mehr als ein Dutzend Wörter. „Kinder, liebet einander“, war seine ganze Predigt. Als sie ihn fragten, weshalb er nur dies sage, fügte er hinzu: „Weil es genügt und weil's der Herr befohlen.“ Das kommunistische Glaubensbekenntnis ist wie der Islam, es fordert die Annahme eines ganzen intellektuellen Systems. Es trennt daher die Menschen, statt sie zu vereinen. Wenn die Ökodynamik wirklich wissenschaftlich gehandhabt wird, muß sie sich beschränken auf das kleinste Gebiet, innerhalb dessen die Wahrheit noch ermittelt werden kann. Sie muß vom Grund und nicht von der Spitze her aufgebaut werden. Die Wissenschaft der Ökodynamik muß in ihren Formulierungen die Mindestanforderungen und nicht die Maximalanforderungen angeben. Das steht im Gegensatz zu der liberalen oder kommunistischen Verwechslung von politischer Wissenschaft und politischem Programm. Wir sagen absichtlich „drei“, wohingegen der politische Führer „einer und alle“ sagt. Er hat recht, aber auch wir haben recht. Was den Kommunismus unmöglich macht oder ihn zumindest unendlich verzögert, ist die kommunistische Partei.

Keines Menschen Stolz wird dadurch verletzt, daß ein Mindestanforderung der Kooperation in einer wissenschaftlichen Regel konstatiert wird, wenn er diese Regel selbst anwendet. Ein allgemeines Glaubensbekenntnis macht spontanes Handeln unmöglich. Aber hier ist jeder eingeladen, für sich selbst die wunden Stellen zu untersuchen, wo in seiner Umgebung unser Gesetz verletzt wird.

Der Marxismus versucht infolge seiner universalen Formel, die Menschheit in die Zwangsjacke der Naturwissenschaft zu stecken, indem er zwei Milliarden Menschen befiehlt, sich wie Wassertropfen zu verhalten. Das allein genügt schon, damit sie sich nicht so benehmen. Wo immer der Mensch nicht dazu aufgefordert wird, seine Zustimmung durch ein spontanes Ja zu geben, muß er Nein sagen, wenn er nicht aufhören will, Mensch zu sein. Die Ökodynamik muß respektieren, daß der Mensch die Freiheit hat, sich zu binden, wie er will. Er wird nie Nein sagen, wenn wir ihm offen und aufrichtig die Macht zum Neinsagen lassen. Aber sie muß ihm wirklich und wahrhaftig gelassen werden. Ein Mensch, den man nicht nach seiner Zustimmung fragt, wird von seiner eigenen Selbstachtung angestachelt, Nein zu sagen. Das ist eine Feststellung, die keine Wissenschaft von der Gesellschaft übersehen darf.

Wenn wir dieser Wissenschaft die Bezeichnung Ökodynamik geben, so legen wir den Nachdruck auf zwei Fakten: daß die Menschheit ständig Häuser baut, d. h. daß der Mensch den Raum aufgliedert, und daß die Häuser der Menschheit vergänglich und vorläufig sind. Wir stellen uns in Gegensatz zu dem traditionellen Gesetz der Nationalökonomie, nach dem es zum Wesen der Regierungen, Kirchen und Körperschaften gehört, ihre Häuser für eine möglichst lange Dauer zu bauen.

Kein Staat lebt ewig. Kein Gesetz eines Staates gilt ewig. Wir erklären, daß bei solchen Gebäuden die lange Dauer eine Ausnahme bildet, und erkennen, daß es notwendig ist, alle Gründungen der Gesellschaft einer ständigen Revision zu unterziehen. Wir nehmen an, daß es für die verschiedenen Häuser eine optimale Zeitspanne gibt. Wenn wir mit der Fabrik als vergänglichster Häusergattung in der Gesellschaft anfangen, hoffen wir, den zeitweiligen Charakter jedes Hauses unmißverständlich beweisen zu können. Natürlich sind nicht alle so kurzlebig wie die Fabrik. Mount Vernon wird noch viele Generationen an George Washington gemahnen. Und es ist kein Luxus, daß die Sankt-Peters-Kirche in Rom so alt ist. Ohne die Kontinuität, die sie darstellt, wüßten wir nichts vom Christentum. Der Unterschied zwischen der alten Bilanz der Gesellschaft und derjenigen der Ökodynamik kann als einfache Richtungsänderung definiert werden. Die politische Ökonomie nahm die stabilen Formen der Regierung in Staat und Kirche zum Ausgangspunkt. Sie untersuchte die Verfassung von Imperien und Republiken, blickte mit Entsetzen auf den Niedergang und Fall dieser großen Mächte und gab nur zögernd zu, daß Wandel, Zusammenbruch und Tod von Institutionen unvermeidlich sind. Die Ökodynamik dagegen geht von Formen aus, die vom Tod gezeichnet sind. Sie fürchtet sich nicht, den raschen Einsturz menschlicher Bauten ins Auge zu fassen. Sie beginnt mit der alten Frage: *Quousque tandem? Wie lange noch?* Das ist ihr Schlüssel zum Labyrinth der zeitweiligen Formen des Menschen. Sie ist gern bereit, die Existenz immerwährender Bindungen anzuerkennen, aber sie möchte wissen, woraus sie die Kraft zu ihrer langen Lebensdauer schöpfen. Nachdem wir festgestellt haben, welch flüchtigen

Charakter das menschliche Leben in einer Fabrik aufweist, fragen wir nach der nächsthöheren Form der Häuser des Menschen auf der Erde. Wir werden versuchen, die kurzzeitigen Gruppierungen auf ihren eigentlichen Zweck zu beschränken, denn dadurch können wir die Grenzen für unser erstes ökodynamisches Gesetz abstecken und es mit einem anderen ergänzen.

Das erste ökodynamische Gesetz ist unbefriedigend, weil es den Menschen allein auf seine Arbeit festzunageln scheint und alle Regeln betreffs seiner Behandlung ableitet von seinem Platz in der Gruppe, die produziert. Wie in den meisten Fällen genügt es, daß man das Gruppenprinzip bis zu seinem Extrem verfolgt, um zu erkennen, wie es sich in ein anderes verwandelt. Dieser dialektische Umschlag des Gruppenprinzips kommt unvermeidlich, sobald die Gruppe an Stärke zunimmt. Wir sprachen von der Gruppe in der Fabrik als einer Einrichtung auf längere oder kürzere Zeit. Die Natur kennt nichts, was ewig dauert. Der Mensch ist nach zehn Arbeitsjahren nicht mehr derselbe. Eine Gruppe ist naturbedingt eine Einrichtung, deren Dauer kleiner als ein Menschenleben ist.

Im Verlauf einer gewissen Zeit erschöpft die Gruppe ihre Möglichkeiten, sei es in drei oder fünf oder sieben Jahren. Einfach durch ihr Dasein führt jede lebende Einheit ihr eigenes Ende herbei. Die Wichtigkeit unseres Gesetzes liegt darin, daß eine Gruppe auf Lebenszeit nicht einmal theoretisch das Optimum für ein „Team“ in der Produktion darstellt! Das Optimum der Teamarbeit liegt weit unter der Lebenszeit eines Menschen.

Wenn man dies zugibt, dann sind Änderungen in unseren Tätigkeiten nicht ein notwendiges Übel, sondern liegen im Wesen eines jeden sozialen Systems.

Der Mensch muß alle Gruppen, an denen er wirkt, überleben. Andererseits ist es klar, daß dies Gesetz vom Optimum der Teamarbeit nicht für alle Seiten des menschlichen Seins gilt.

Das Gesetz des Kollektiv Die Arbeiterbewegung

Infolge ihres Prinzips der Kostenrechnung für zukünftige Warenproduktion betrachtet die Industrie den Menschen als ein Atom in den Molekülen des Arbeitsmarktes für geplante Arbeit. In dem Plan wird z. B. zunächst auf 70 000 Arbeitsstunden geschätzt. Erst später wird diese allgemeine Schätzung in Arbeitstage unterteilt. Und diese Aufteilung bleibt immer elastisch. Denn je nach dem finanziellen Druck oder aus anderen Zweckmäßigkeitsgründen kann die Arbeit beschleunigt oder verlängert werden, und jede Veränderung des Termins, an dem die Aufgabe erfüllt sein sollte, ergibt eine Veränderung in der Zahl der beschäftigten Arbeiter. Daher hat es das Kalkulationsbüro mit den 24 Stunden des Arbeitstages der Natur zu tun. Die endlose Wiederkehr eines solchen Arbeitstages einer Naturkraft drückt sich am besten aus in der endlosen Willigkeit des „Eisenmenschen“, der Maschine. Die schwache Maschine Mensch kann es mit den rein mechanischen Kräften nicht aufnehmen, denn diese dienen pausenlos. Der Mensch braucht Ruhe, Ferien, Schlaf. Deshalb muß er seine Unzulänglichkeit durch Arbeit in Schichten wettmachen. Daß die menschliche Arbeitskraft in Schichten beschäftigt wird, ist daher eine Konzession, die die Industrie der Menschheit gewährt. Es liegt durchaus nicht im Charakter

der Industrie, derartige Konzessionen zu machen. In der Frühzeit der industriellen Revolution arbeiteten Kinder täglich 23 Stunden. Und ein englischer Arzt erklärte vor einem Ausschuß des Oberhauses, daß er nicht einsehe, warum sie das nicht sollten. (Berühmter Zwischenfall am Eingang des 19. Jahrhunderts.)

Dieser Mann war nicht privatim verrückt. Seine Gesellschaft war es. Das Zugeständnis der Schichtarbeit widerspricht der ursprünglichen Struktur der Industrie. In dem Schema des Fabriksystems ist nirgendwo Platz für diejenigen Elemente der menschlichen Natur, die nichts mit der Arbeit zu tun haben. So etwas wie das Wachstum eines Kindes, die Lebenszeit eines Arbeiters, den Sonnenaufgang oder -untergang, den Rhythmus von Woche und Feiertag gibt es nicht in dieser Struktur. Einzig das zählt, was die Dinge sind und was sie tun können. Die Arbeitskraft wird als etwas Festes und Unveränderliches gekauft, als ein genormtes und permanentes Rohmaterial. Die Normung hängt von einer pluralistischen Auffassung des Menschen ab. Drei oder mehr dieser Individuen sind in Schichten aneinander gebunden, sonst wäre das als „ein Arbeiter“ bezeichnete industrielle Molekül nicht möglich. Nirgendwo trifft die Industrie den wirklichen einzelnen Hans Peter Schulz primär und unmittelbar. Sie reicht in das Reservoir des Arbeitsangebots nur bis zu dem abstrakten „Individuum“ hinunter. Ein Individuum — das ist einer von drei oder vier. Und das ist etwas ganz anderes als ein wirklicher Mensch.

Nun funktioniert unser Denkkapparat so, daß wir den Plural eines Begriffes nicht aussprechen können, ohne ein Vielfaches von Nebenbedeutungen heraufzubeschwören. Wo es einen Plural gibt, muß es auch einen Singular geben. Weil die Industrie von der plura-

listischen Seite her an die fragwürdige Existenz des Menschen herangeht, wollen wir die Frage untersuchen, wo in der Gesellschaft der legitime Ort für den Menschen als einmaliges Wesen, als eine wirkliche Persönlichkeit im Singular ist.

Ein alter Liberaler hätte die Frage mit dem Hinweis auf das Privateigentum des Mannes beantwortet. Ein alter Christ könnte vielleicht erwidern: „Du fragst, wo der Mensch einmalig ist? Du solltest lieber fragen, wann er einmalig ist. Darauf kann ich dir Antwort geben: Auf seinem Sterbebett und in seinem Grab.“

Vielleicht haben beide recht. Dennoch sind wir als bescheidene Glieder der modernen Gesellschaft recht wenig geneigt, eine übergenaue Kenntnis der Metaphysik vorzutauschen. Zumindest haben wir keinerlei Neigung, irgendein Dogma über den einzelnen Menschen zu wiederholen, dem nie irgendeine Untersuchung über die Fakten der Gesellschaft zugrunde gelegt wurde. Die Denker haben den Menschen zu lange als „einen“ angepackt, ohne überhaupt zu erwähnen, daß sein Dasein von der Gesellschaft als ein Plural behandelt wird, so daß wir ihrer ganzen Methode gegenüber mißtrauisch geworden sind. Sie sahen nicht die Konsequenzen des ersten ökodynamischen Gesetzes. Der erste Impuls einer jeden Gruppe von 6 oder 7 Mann, die sich als bloße Summe behandelt sehen, ist keineswegs eine individualistische Reaktion. Der Mensch, der sich als Nummer in einer größeren Anzahl behandelt sieht, versucht nicht etwa, zu seiner Einzahl und Einmaligkeit zurückzukehren.

Wenn ein Professor die Hörer seiner Vorlesung als „seine Studenten“ bezeichnet, ist die instinktive Reaktion der Herren Hinz, Kunz und Müller nicht die, die man erwartet. Sie rebellieren nicht: „Bitte sehr, ich bin Herr Friedrich Wilhelm Rinkel; ich bin Herr Ru-

dolf August Kinkel junior“ oder „Verwecheln Sie mich nicht mit meinem jüngeren Bruder Fritz, ich bin Karl Ludwig Winkel“ – weit entfernt – diese drei Studenten wenden sich instinktiv dem Kollektivismus zu! Sie werden plötzlich ein Haufen von Studenten und benehmen sich entsprechend. Sie erheben vielleicht den Anspruch, die Studentenschaft zu sein oder zu vertreten, oder die Klasse von Professor Falsch oder die Seminargruppe von Professor Richtig. Ihre Selbstbehauptung geht vielleicht so weit, daß sie sich schließlich für die „Jugend der Nation“ halten.

Ganz genau so reagieren die Arbeiter auf das industrielle Unternehmertum. Sie kämpften in ihren Streiks zusammen, sie bauten sich eine seelische Heimat für die entwurzelte Arbeiterschaft und nannten es eine Gewerkschaft. Sie schufen das Kollektiv eines internationalen Proletariats. Die Arbeiterschaft ist ein kollektiver Begriff wie die Jugend. Wenn ein Arbeitgeber anfängt, von der Arbeiterschaft zu sprechen, statt von seinen Arbeitern oder seinen Leuten, dann wird er sich bald dem neuen Kollektiv und dem kollektiven Verhandeln ergeben müssen. Keiner kann einen Kollektivbegriff an die Stelle eines Plurals setzen, ohne von seiner Logik gefangen zu werden. Die Logik des Kollektivs und die Logik des Plurals sind völlig unterschieden. Die grammatikalische Verkleidung eines Kollektivs kann in die Irre führen. Man könnte es für einen harmlosen Singular halten: „Der Kapitalist ist habgierig.“ „Der Student ist faul.“ „Der Mensch ist ein Kämpfer.“ „Der Staat beruht auf der Gerechtigkeit.“ In diesen Sätzen sind „Der Staat“, „Der Mensch“ kein Singular. Sie sind Abstraktionen und abstrakte Typen wie „Das Christentum“ oder „Der Feudalismus“. Das Christentum ist das kollektive Merkmal in allen

Christen, und der Staat ist eine ebensolche Verallgemeinerung wie der Feudalismus.

Im Lateinischen sind die auf „as“ oder „us“ endenden Wörter eindeutig Kollektive. Libertas, civitas, juvenus, senectus sind wohlbekannte Hauptwörter, die derart gebildet sind. Im Englischen reflektieren die Wörter, die auf „ness“ und „hood“ wie manhood und oneness enden, im Deutschen die Worte, die auf „heit“ oder „schaft“ enden, wie Menschheit oder Arbeiterschaft, den speziellen grammatikalischen Apparat, der für den Ausdruck allgemeiner Ideen gebraucht wird. Es ist daher höchst bedeutungsvoll, daß die Ära der letzten hundertfünfzig Jahre die kollektiven Formen der Sprache vernachlässigte oder sie zu bloßen Abstraktionen degradierte. „Staatsbürgertum“ und „Zivilisation“ sind im Vergleich zu „civitas“ Abstraktionen. Die civitas ist weder Staatsbürgertum noch Zivilisation. Sie bedeutet: „Wir, die freien Bürger dieser Stadt“; sogar diesem konkreten Kollektiv haftet noch eine Spur des idealisierenden Elementes in Staatsbürgertum und Zivilisation an. In dieser Sphäre des Kollektivs sind z. B. im Englischen die zwei Wörter „Youth“ und „Labor“ bemerkenswerte Neubildungen der letzten fünfzig Jahre. Ihre sprachliche Konstruktion ist von der alten Sprechweise völlig unterschieden. Denn weder -hood noch -ness noch -tas oder -tus wurden zur Formung dieser neuen Begriffe verwendet. Sie mußten im 19. Jahrhundert geprägt werden, das heißt in einem Zeitalter, das dem Gebrauch konkreter Kollektiva geradezu feindlich gegenüberstand.

Die Sprache unserer Zeit bietet uns für die Terminologie keinen brauchbaren Nährboden, weil die Endungen, die früher für Kollektive verwendet wurden, sämtlich zu bloßen Abstraktionen verwässert wurden. So mußten die neuen Realitäten vorstoßen und sich

gegen schwere sprachliche Handicaps ihren Weg suchen. Die Ära der Französischen Revolution glaubte an keine anderen Realitäten als an den Singular oder Plural. Weder Kollektive noch Ganzheiten waren sichtbar. Doch konnten die Begriffe „Arbeit“ und „Jugend“ und „Frau“ weder durch die Kategorie des Singulars noch durch die Kategorie des Plurals bestimmt werden. Ein Kollektiv ist etwas Drittes. Es hat mit einem gemeinsamen Ziel zu tun und weist auf einen Idealtyp oder abstrakten Typ hin. Das Kollektiv hat es mit Teilen in bezug auf eine Ganzheit zu tun, mit dem Positiv in bezug auf einen Superlativ, mit Brüchen in bezug auf eine ganze Zahl. „A youth“ ist die mikrokosmische Zelle der makrokosmischen Wirklichkeit „Youth“. Und während der reine Plural vieler Gleicher — einer Anzahl gleicher Männer, einer Anzahl von Arbeitern — nicht anders als in einer unendlichen und unbestimmten Reihe von 1 plus 1 plus 1 plus 1 wiedergegeben werden kann, muß das Kollektiv als $1 = \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} + \frac{1}{4} + \frac{3}{16} + \frac{1}{8}$ beschrieben werden. *Wiederum spricht sie?*

Ogleich die beiden Gleichungen genügen dürften, um jede Identität zwischen einem Plural und einem Kollektiv auszuschließen, wäre es nicht richtig, die Ganzheit als einen rein statistischen Begriff anzusehen. Die Idee der Ganzheit, der Jugend oder der Arbeiterschaft, wird niemals als eine quantitative Feststellung ausgedrückt. Jedes Ganze hat einen eigenen Charakter und eine eigene Qualität. Im Kollektiv wird die Qualität, die von den Teilen oder Zellen oder Mustern gezeigt wird, gesteigert und zur Vollendung gebracht. Ein Kollektiv ist ein Superlativ! Der elative oder superlative Charakter des Kollektivgebrauchs solcher Wörter wie Männlichkeit, Schönheit, Wahrheit darf nicht übersehen werden, wenn wir unsere Lebensweise

und unsere Ordnungen nicht mißverstehen wollen. Die griechischen Götter entsprangen sämtlich dieser elativen Qualität der Kollektiven oder Abstraktionen. Jedes Wort kann auf Grund der Qualität, für die es steht, zu einem Zauber werden. Anstatt an den vielen schwarzen Wolken interessiert zu sein, anstatt Schwarz zu tragen, kann ich plötzlich von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen vor der „Schwarzheit“ stehen, und wenn das geschieht, beuge ich mich mit Ehrfurcht vor einer unabhängigen Kraft im Leben. So geschah es in der Frühzeit der Religion, und so geschieht es immer wieder. Verletzt durch die Anwendung der industriellen Gleichung „drei gleich eins“ auf ihr Leben, reagierten daher die Arbeiter nicht mit der Betonung der Persönlichkeit jedes einzelnen Arbeiters. Die vielen einzelnen sammelten sich vielmehr mit ihren Kameraden und riefen: „Wir vertreten die Arbeit, wir verkörpern die Arbeiterschaft, wir sind das Sinnbild der produktiven Energien der Massen.“ Und daher muß das zweite ökodynamische Gesetz aufgestellt werden. Dies Gesetz der Qualifizierung lautet: „Alle gleich eins.“ Mathematisch gesprochen: „Unendlich gleich eins.“

Wenngleich der Kommunismus diesen Kollektivismus neu formulierte, ist er doch nichts Neues für die Menschheit. Ganz automatisch wird jede Klasse eines College in solch ein Kollektiv verwandelt. Der Bildungs- und Erziehungsprozeß besteht ja gerade darin. „Gib dem Jungen eine gute Erziehung“ heißt: mach ihn zu einem Mitglied der guten Gesellschaft, mach ihn zu einem wahren Vertreter der Gruppe, die du am höchsten schätzt, gib ihm die Allgemeinbildung, die seiner Zeit und seinem Volk entspricht. In der Pädagogik verdient das bescheidene Wort „allgemein“ in „Allgemeinbildung“ eine bessere Beleuchtung, als ihm

gewöhnlich zuteil wird. Es wird zu oft vernachlässigt. Tatsächlich starren die meisten Pädagogen vorwiegend nur auf den Lehrstoff. Wichtiger wäre es, daß sie sich fragten, was sie *jedem* ihrer Schüler vermitteln sollen. Der primäre Wert der Bildung und Erziehung liegt darin, daß sie die Erfahrung eines Kollektivs vermittelt. Erziehung „kollektiviert“. Sie hat es mit Verallgemeinerungen zu tun. Erziehen und bilden heißt, jenen Teil des zukünftigen Erwachsenen, auf den er später als seine Vergangenheit zurückblicken wird, mit dem Allgemeingut seines Volkes zu imprägnieren. Es ist eine höchst künstliche und höchst nützliche Kollektivierung unserer künftigen Erinnerungen. Diese Vorsorge für unsere künftigen Erinnerungen erscheint vielleicht als ein recht lächerliches Unterfangen. Aber eben das bedeutet eine Allgemeinbildung. Wenn wir absichtlich auf das unbeschriebene Gehirn eines Kindes einwirken, geht es uns nicht um seine augenblicklichen Bedürfnisse — weshalb läßt man es nicht so lange wie möglich im Naturzustand? Wir bemühen uns, die unschuldige und vorpersönliche Phase im Leben dieses Jungen oder Mädchens in die Erfahrung eines *gemeinschaftlichen* Lebens umzuwandeln. Wenn immer ein Mensch auf seine Jugend zurückblickt, soll er sie als das reguläre Leben eines jungen Menschen von normaler Gesundheit und normalen Sitten und von moralischer und gesunder Durchschnittlichkeit ansehen können. Warum ist dies so wichtig?

Stets individualisiert später das Leben die jungen Menschen. Persönlichkeiten sind verschieden. Unvermeidlich zerstreut das Leben die Gruppe der Brüder oder Klassenkameraden und bricht sie auseinander. Schließlich machen wir uns alle davon. Da dies für jeder Mutter Sohn den verhängnisvollen Weg in die Einsamkeit bedeutet, nehmen wir Zuflucht zur Bildung. Wir

versuchen, dem jungen Menschen am Morgen seines Lebens die Erfahrung wahrer Solidarität und Freundschaft zukommen zu lassen. Das Leben eines jungen Menschen war in den früheren Zeiten des großen Kinderreichtums durch Schwestern und Brüder, und heute ist es durch seine Klassenkameraden in das Leben der ganzen Menschheit eingebettet. Weil der „Studierende“ im Verlaufe seines Studiums es nicht ändern kann, daß er individualisiert wird, müssen die ersten Semester Allgemeinheiten lernen, die sie mit dem großen Strom der Tradition verbinden. Sie sind aufgefordert, ein volles Gemeinschaftsleben zu erfahren und der Gruppe als gute Kameraden beizutreten.

Die vorpersönliche Phase des Lebens erhält durch den Bildungsvorgang wahrhaft kommunistische Farben. Und gerade diese Seite der Bildung fasziniert die Eltern: „Mein Kind soll dazu gehören“, und sie geben den letzten Pfennig für die Bildung ihres Nachwuchses aus. Die Erwachsenen, die in der pluralistischen Gesellschaft der Industrie leben, lieben die kollektiven Formen der Erziehung, weil hier alles einen Kontrast zur Situation in der Fabrik bildet. Z. B. wird in der Fabrik ein Mann so, wie er dasteht, gekauft. Er ist das, was er jetzt und hier ist, aber während seiner Bildungszeit wird von keinem geglaubt und erwartet, daß er ist, was er ist. Man glaubt vielmehr, daß er sich verändert und sich zur Zeit in einem Übergangsstadium ohne endgültige Bedeutung befindet. Man sieht ihn gleichsam als ein Lebewesen vor oder in der Verpuppungszeit an. Man erwartet von ihm, daß er wächst. Während der Bildungszeit hat niemand seinen festen Preis. Wie ein neugeborenes Kind hat er für den heutigen Tag keinen Wert.

Daher bedeutet das Schlagwort „Gib ihm eine gute Erziehung“: Zögere die Zeit hinaus, in der er unter

das Schema gerät, durch das er für bestimmte Löhne und zu einem festen Preis etikettiert wird; warte seine Entwicklung ab. Durch die Einrichtung weiterer Möglichkeiten für seine Bildung sichert man dem jungen Menschen die Periode des Wachstums, der Träume, der Hoffnung gegen Ausbeutung. Dadurch, daß wir das junge Glied der Gesellschaft in der Kollektivgruppe einer Schule halten, stecken wir es in die Schutzkleidung der Kameradschaft, die an seinen Charakter oder seine Fähigkeiten keine endgültige Forderung stellt. In der idealistischen Gruppe einer Schule sind wir in dem glücklichen Stadium, das der Periode des rauhen Individualismus vorausgeht und immer vorausgehen muß. Deshalb glauben die Massen an die Ausdehnung der kollektiven Lebensformen. Denn der Kollektivismus ist eine List, dank der wir individueller Verantwortung entrinnen können. Die Wucht dieser Tatsache wird im Teil „Eva oder die Folgen der Arbeitsteilung“ dargestellt. Wem aber eine solche kollektive Bildung von genügender Dauer nicht zuteil wird, der leidet unter der Last zu früher Individualisierung. Die Arbeiter wie jedes Mitglied eines Kollektivs leben, solange sie als Proletariat oder Arbeiterschaft betitelt werden, nicht in der Gegenwart. Diese Bezeichnungen machen sie zu Visionären ihres „Idealtyps“. Während der Kindheit und Pubertät und während des Wachstums einer neuen Bewegung ist dies Gefühl durchaus legitim. Dann liegt das Leben — noch vor uns, und natürlicherweise werden wir mehr zur Zukunft gezogen.

Diese Tendenz charakterisiert alle Kollektive. Kollektive ziehen ihre Impulse aus der Zukunft oder aus der Vergangenheit, sie sind utopisch oder romantisch. Die Kollektivform gehört daher nicht zu der einfachen gegenwärtigen oder rationalen Wirklichkeit bestehen-

der Fakten und Dinge. Weder eine Universitätsbildung noch die Arbeiterbewegung noch die Amerikanische Legion (eine Vereinigung amerikanischer Frontkämpfer) leben in der Gegenwart. Die Männer der Legion, die ihre Kriegserlebnisse hegen — die Erinnerungen an jene Zeit, als sie am höchsten in der Achtung ihres Landes standen —, idealisieren die Vergangenheit, wohingegen der Kommunismus als das Ziel der Zukunft gepredigt wird.

Ein solches Ziel geht über alle bestehenden Unterschiede in Glaubensbekenntnis, Farbe, Klasse hinaus. Und das hat eine große Anziehungskraft. Wir alle möchten unsere Grenzen oder Fesseln der Wirklichkeit loswerden. Allen Menschen bieten die Kollektive den Fluchtweg, den sie sich aus dem Gefängnis unserer Existenz herbeiwünschen.

So können wir über den kollektiven Aggregatzustand eine entscheidende Wahrheit lernen, eine Wahrheit, die zwar von jedem Politiker beachtet, vom Logiker aber selten berücksichtigt wird. Die Kollektivform von Mensch, Jugend, Frau gehört nicht zu der einfachen Gegenwart oder rationalen Realität der Dinge. Sie repräsentiert eine Tendenz, die alle die vorantreibt, die unter das Kollektiv fallen. Wo immer wir die Kollektivform anwenden, legen wir den Nachdruck auf etwas, was im Flusse ist. Wir tadeln oder überhöhen eine Qualität, wir schaffen oder unterdrücken eine Formation und gehen auf diese Weise über die statistische Realität des gegenwärtigen Augenblicks hinaus. „Arbeiterschaft“ oder „Jugend“ sind tendenziöse Bezeichnungen. Sie sind Ausdruck des Wachstums und der Intensivierung. Das Kollektiv ist unser Mittel zur Erhöhung einer Qualität, die uns so wichtig erscheint, daß wir ihr den Charakter eines Wesens-elementes der Welt verleihen. Die semitischen Sprachen

haben für ihre Verben Intensitätsformen. Im Arabischen wird die Form „Ich liebe leidenschaftlich“ ausgedrückt durch eine spezielle Form, bei der das superlative Element von „sehr“ oder „leidenschaftlich“ in die Form „Ich liebe“ derart eingefügt wird, daß es gleichsam aussieht wie „Ich liebste“ oder wie ein fingiertes lateinisches „amabissimo“. Und ebenso ist der Kollektivgebrauch eines Hauptwortes das Fortissimo, der Superlativ dieses Hauptwortes. Jeder Gegenstand kann in eine Idee erhöht werden, wenn man ihn affirmativ als ein Kollektiv gebraucht. Und jedes derart idealisierte Hauptwort kann diese kollektive Qualität verlieren, und dann stirbt eine Idee. *Ideen sind nicht unsterblich*. Sie sind Tendenzen in unserem Umgang mit der Wirklichkeit. Sie drücken unsere Ängste und Hoffnungen in bezug auf die Wirklichkeit aus, sie sind unser Zukunftsprogramm.

Deshalb steht jede Idee als Imperativ vor der Gesellschaft. „Die Arbeiterschaft“, das bedeutet Anstrengung und Aufgabe. Denn dieser Begriff besagt — und das Manifest von 1847 tut das wörtlich —: „Alles oder nichts.“ Die „Arbeitserschaft“ verwandelt die vielen Arbeiter aus emsigen einzeln fliegenden Bienen in einen Schwarm, der den Bienenstock verlassen hat und nun als eine große unlösliche Traube irgendwo festhängt. Die kollektive Reaktion der Arbeiter kann man ruhig als normal bezeichnen, und es ist Sache der Gesetzgebung, in zwiefacher Richtung einen Ausweg zu finden. In den mannigfachen Beziehungen des pluralistischen Arbeiters muß der Molekularität Rechnung getragen werden. Je eher das Phantom einer liberalen Situation in der Fabrik als fiktiv durchschaut wird, desto besser ist es für den dauernden Frieden der Gesellschaft.

Auch wenn in der Arbeitsgesetzgebung alle vernünft-

tigen Änderungen vorgenommen sein sollten, wird immer noch der soziale Instinkt zum Kollektiv vorhanden sein. Das natürliche Ventil für den kollektiven Instinkt des Arbeiters würde wahrscheinlich dessen Zusammenwirken mit den kollektiven Instinkten in jedem menschlichen Wesen sein. Und das natürliche Ventil für die kollektiven Tendenzen im Menschen ist der Dienst am Gemeinwohl. Eine industrielle Gesellschaft braucht Symbole des Dienstes an der Allgemeinheit auf dem Gebiet der Produktion selbst. Das Heer ist daher kein ausreichendes Symbol mehr für die Zusammenarbeit eines Volkes. Weil wir als Kollektiv gegen die Natur kämpfen, ist die moderne Gesellschaft von dem Wunsch nach kollektiven Symbolen durchdrungen. Als William James davon schrieb, daß für den Krieg und den Kriegsgeist der Jugend des Landes ein Ersatz nötig sei, meinte er eben dies. In vielen Schriften habe ich Praxis und Theorie des „Arbeitsdienstes“ dargestellt als einen freiwilligen Beitrag, der von jedem Mitglied der Gesellschaft geleistet wird. Viele Jahre hindurch habe ich mich mehr als dreihundert Tage nach sechs Jahren Militärdienst der Arbeitslagerbewegung gewidmet. Das American Civilian Conservation Corps könnte, wenn es aus einem engen Schema für Arbeitslose befreit wird, zur Grundlage eines allgemeinen, sich über den ganzen Staat erstreckenden Dienstes werden. Dies allgemeine Schema eines allgemeinen Dienstes zur Bodenerhaltung wäre ein wirklicher Schritt zur Lösung der sozialen Frage, während die Begrenzung des CCC auf die Arbeitslosen die Klassen des amerikanischen Volkes voneinander abschließt und den Collegeboy von dem jungen Arbeitslosen trennt. Deshalb sind die beiden Auffassungen des CCC höchst bezeichnend für die zwiespältige Situation. Die Pläne der Amerikanischen

Legion für den allgemeinen Dienst in Kriegszeiten und Mr. Baruchs Plan, dem Krieg den Profit zu entziehen, zeigen in Wirklichkeit in die gleiche Richtung, in die William James schon 1910 wies, und lassen erkennen, wohin die große Möglichkeit der CCC-Bewegung sehr leicht gelenkt werden könnte. Der Verfasser hat 1939–1942 diese Pläne in „Camp William James“ für die amerikanische Regierung zu verwirklichen versucht.

Der Kollektivismus der wohlhabenden Klassen fand sein Ventil in der Collegeerziehung. Weil es unmöglich ist, allen bis zu ihrem 20. Jahre eine Collegeerziehung zu geben, muß gerade dann, wenn sich in jedem Menschen das stärkste Verlangen nach dem Kollektiv regt, gewöhnlich um das 20. Lebensjahr herum, ihm eine andere Möglichkeit gegeben werden. Als Huey Long seinerzeit versprach, daß jedes Kind einer amerikanischen Familie eine Collegeerziehung bekommen solle, wurde er zum Fürsprecher eines tiefen Verlangens der menschlichen Natur. Aber es leuchtet ein, daß sich, sobald die Collegeerziehung immer weiter ausgedehnt wird, der Charakter dieser Bildung notwendigerweise stark verändern wird gegenüber den Zeiten, in denen nur wohlhabende Leute und Mitglieder der freien Berufe sie erhielten. Eine gewisse „Annäherung“ muß stattfinden, für die zugleich der Maßstab der Bildung für eine Minderheit wie der Maßstab des Dienstes für die Jugend der ganzen Nation angewandt werden muß, damit der tiefe Instinkt des Menschen nach kollektivem Dienst befriedigt werden kann.

Rein logische Erwägungen haben uns zu unmittelbaren praktischen Schlußfolgerungen geführt. Wir entdeckten, daß ebenso, wie die Industrie auf der Molekularität des befähigten und geschulten Erwachsenen beruht, die Zeit der Bildung und Erziehung auf der kommu-

nistischen Tendenz eines jeden Menschen beruht. Den multiformen Charakter des Menschen, seine Vielgestaltigkeit kann man auf diese Weise im Hinblick auf den Kollektivismus darlegen. Mit Zwanzig ist der Mensch von Natur aus Kommunist. Die Bildungsarbeit sollte daher diese Möglichkeit des Menschen in diesem Lebensalter ausnutzen. Tut sie es nicht, dann wird der Kommunismus diese natürliche Tendenz zum Extrem treiben. Und so wird dann eine allgemeine Tendenz zu idealistischem selbstlosen Dienst, die recht gut während einer Lebensperiode befriedigt werden könnte, durch eine künstliche politische Propaganda zur einzigen Tendenz im ganzen Leben eines Menschen. Menschliche Strebungen können zu Alpdrücken werden oder aber in Probleme des klaren Tageslichts verwandelt werden. Auf die eine oder andere Weise machen sie sich aber immer bemerkbar. Die Nacht zeugt leidenschaftliche Verdrängungen und verzweifelte Besessenheiten, die Nüchternheit des Tages führt zu kritischer Untersuchung und kühler Beobachtung. Die kollektiven Instinkte des Menschen wurden von der Ära des Liberalismus als kindisch und abergläubisch aus dem Horizont seines Tageslichts verbannt. Der Liberale ignorierte den ewigen Jüngling im Mann. Er sah nicht, daß jedesmal, wenn er vom Menschen sprach, diese Verwendung des Wortes „der Mensch“ nur ein monotones Manifest, aber keine Tatsache war. Kein Wunder, daß er hilflos vor den Manifesten der Klassen oder Rassen dasteht. Nur nachdem jeweils die Jugend, der Arbeiter, der Mensch, die Vernunft an das Tageslicht gehoben sind, können wir ihren Aufruhr stillen.

Das Gesetz des Dual Das Große an der Fortpflanzung

Unsere leidenschaftslose Betrachtung des Pluralismus und Kollektivismus wird sich als unwiderleglich erweisen, wenn wir zeigen können, daß sie keineswegs die einzigen Möglichkeiten sind, um den Menschen einzugruppieren. Jener Antrieb, der eine beliebige Anzahl von Menschen dazu bewegt, sich als Kollektiv zu formieren, ist auch noch in einer dritten und vierten Richtung wirksam.

Für unsere Wiederentdeckung der Aggregatzustände des Menschen über das Kollektiv und den Plural hinaus kommen uns wieder längstbegrabene grammatische Traditionen zu Hilfe. Die Philosophie der letzten Jahrhunderte hat diese Binsenwahrheiten übersehen. Aber wenn uns auch das moderne Denken vor diesen wichtigen grammatischen Ausdrucksformen der Wirklichkeit die Augen verschlossen hat, so bürgen dennoch die alten Sprachen und auch die Erfahrung für ihre Existenz.

In der Arbeit, in unserem Kampf gegen die Natur, steht der Mensch wie ein Soldat auf Wache als Glied in einer Kette. Denn die Natur kennt keinen Schlaf, woraus folgt, daß unser Kampf gegen sie kein Ende kennt. Und gerade diese kontinuierliche Bewegung der Natur macht den Menschen zu einem Teilchen einer größeren Einheit. Er wird zum Atom in einem Molekül, das Arbeitskraft heißt. In der Arbeit gilt: „Drei oder mehr gleich eins.“

In der Bildung, in allen vorläufigen und freiwilligen Gruppierungen harmonisieren die Menschen fern von allen brutalen Forderungen der Natur, geleitet von dem spontanen Instinkt für ein Gemeinleben. Hier heißt das Schlagwort: „Alle gleich eins“, weil das Be-

zugssystem für jeden freiwilligen Zusammenschluß größer sein muß als die heutige Wirklichkeit des Bargeldes. Es muß in die Zukunft, in eine größere und bessere Zukunft weisen, und deshalb werden Expansion und Intensivierung in der Form des Kollektivs ausgedrückt, das imstande ist, Menschen zusammenzuschließen und ihre kleinen Energien kollektiv zu sammeln.

In jeder Freundschaftsbeziehung, in jeder Beziehung persönlicher Zuneigung und Abneigung, der Eifersucht und Liebe, des Hasses und der Begierde ist ein Drittes bestimmend: die dialektische Polarität. „Freund und Feind“, „du und ich“, und das kleine Wort „Beide“ — sie alle verraten die Existenz des Dualismus. Den Höhepunkt dieses Dualismus stellen die Formen der Arterhaltung dar. Mann und Frau sind polar miteinander verbunden. Wenn immer wir uns für die Prozesse der Fortdauer des Lebens auf Erden interessieren, für Erbllichkeit, Wiederaufbau, geschichtliche Entwicklung, dann müssen wir mit den Augen Platos oder Hegels auf die Wirklichkeit blicken. Das Universum erscheint als dialektischer Prozeß, das Leben wird dem unwilligen Selbst entrungen durch einen Zweikampf zwischen Gott und Teufel, Licht und Dunkel, Mann und Weib, Christus und seiner Kirche, Himmel und Erde. Das alles sind legitime Ausdrucksformen für einen Aspekt der Wirklichkeit. Und dieser Aspekt ist ebenso konsequent wie die Beschreibung, die der Materialist oder Idealist von einem pluralistischen Universum oder einer Milchstraße von Ideen gibt. „Paarung“ ist ein elementarer Begriff. Es ist unserem Geist natürlich, ein Paar miteinander zu gatten und die gesamte Wirklichkeit als System unzähliger Paarungen zu sehen. Als man einen Rabbiner fragte, was Gott nach Beendigung seiner Schöpfung tut, war seine

Antwort: „Er paart die Teile seiner Schöpfung; er stiftet Ehen.“

Den Dual, diese den Verben, Substantiven und Adjektiven eigentümliche grammatische Form finden wir bei Homer noch wohl erhalten. Uns ist er in allen Formen des Vergleichs vertraut, z. B. in dem lateinischen *alter, uter, neuter, ambo, duo*. Im Englischen ist er in jedem Komparativ wie *better, bigger* deutlich vorhanden, im Deutschen ebenso. „EITHER“ und „ANOTHER“ sind weitere Spuren. Aber das ist nicht alles. Alle Teile des menschlichen Körpers, die gedoppelt vorkommen, Beine, Arme, Augen, Ohren, Hände, Füße, wurden wahrscheinlich ursprünglich als Duale aufgefaßt. Und einige der ursprünglichsten Wörter in unserer modernen Sprache bewahren immer noch jene Phase unserer Geschichte, in der sich die Sprache recht eingehend mit dem Dual befaßte. Diese Wörter sind Mutter und Vater, Schwester und Bruder. Hier enden sowohl masculinum wie femininum mit *er*, dem Überbleibsel der komparativen Form „*er*“ wie in weiter. In Gegenwart des Kindes nennt ein Mann seine Frau „Mutter“, und den geliebten Mann nennt seine Ehefrau „Vater“. Die meisten Menschen wissen sehr wohl, welch einen Schritt von der Werbung zum Haushalten es bedeutet, wenn ein Mann seine Liebste „Mutter“ nennt. Mutter und Vater sind Titel, die sich Gatte und Gattin im Hinblick auf ihre Kinder verleihen. Ohne daß dadurch das Band zwischen den beiden zerschnitten wird, das sie in einen Leib eint, zeigt sich die Gliederung dieses Leibes darin, daß innerhalb dieses kleinen Staatskörpers der Familie das eine Glied zur Mutter, das andere zum Vater gemacht wird. Ein gesundes Kind in einer heilen Ehe hält beide Eltern für untrennbar.

Der Dual ist der zutreffendste Ausdruck für jede

Verkörperung und Einverleibung. Der Dualis bedeutet, daß Mannigfaltigkeit innerhalb der Einheit gefunden wurde. Bei der Ellipse bedingen sich die beiden Brennpunkte einander, und sie haben außerhalb der Beziehung zueinander keinen Sinn.

Wenn wir den Vorgang des Dual begreifen, ist es nicht schwer zu verstehen, daß das Paar „Ehemann und Ehefrau“ ein echter Dual ist, wenn uns hier auch keinerlei grammatikalische Endung zu Hilfe kommt (höchstens im Deutschen die Zusammensetzung „Ehepaar“). Ehemann und Ehefrau sind weder ein Plural (in diesem Falle könnte ein dritter, vierter oder fünfter hinzuaddiert werden), noch sind sie ein Kollektiv, da es keine Tendenz über die nüchterne Gegenwart hinaus gibt, keine Vergöttlichung der „Liebe“ als eines Absoluten, das die Liebenden in Anbeter des Eros oder der Venus verwandelt. Ehemann und Ehefrau sind durch eine Beziehung gegenseitiger Ergänzung aneinander gebunden. Je mehr die Mutter Mutter ist, desto mehr kann der Vater Vater sein.

Als die Menschheit den Unterschied zwischen Dual und Plural fallenließ, beraubte sie sich selber einer ursprünglichen Seite ihres Gewissens und Bewußtseins. So wie Mann und Frau polare Hälften der Gattung sind, ebenso können zwei beliebige Dinge oder Wesen miteinander gepaart werden, und neue Mischungen, neue Ehen unter den chemischen Elementen, unter beliebigen Elementen vergleichbarer Art herzustellen, scheint ein endloses Abenteuer des Lebens zu sein. Das Bezugssystem des Dual ist nicht weniger universal als beiden anderen Methoden. Zum Beispiel kann der gleiche Arbeitgeber, der unter dem Lohnsystem mit seinen Arbeitern als Atomen in den Molekülen der Arbeitskraft umgeht, seine Fabrik oder seine Arbeit leidenschaftlich lieben, und viele Geschäftsleute haben

sich glücklicherweise der guten Sache ihres Berufs vermählt. Wir können einen Glauben ergreifen, uns einer guten Sache vermählen, eine Nation umwerben, wie es jeder große Staatsmann tut. Eine der tiefsten Stellen über den Dual findet sich in der Bibel, wo von der Versuchung berichtet wird, die Moses ergriff, der Versuchung, die ungetreuen Juden zu verlassen und auf einen besseren und getreueren Stamm zu warten. Jedoch findet sich dieser absolute Realismus der Bibel selten. Die meisten Menschen sind Heuchler und wagen nicht, öffentlich ihre ständigen Versuchungen zur Scheidung zu bekennen, sei es die Scheidung von einer Partei oder vom Staat oder von einer Bewegung, die sie enttäuscht und quält.

Das Stillschweigen, das wir über die notwendigen Duale in unserer Seele bewahren, hat weitreichende Folgen. Wenn immer eine Situation nicht so durchschaut wird, wie sie durchschaut werden sollte, dann bleibt sie damit nicht sich selber überlassen. Sie wird verzerrt, sie wird in eine falsche Rubrik eingeordnet und dann nach den Regeln dieser unpassenden Einordnung behandelt. Das geschieht heute in wachsendem Maße mit der dualistischen Seite des Lebens. Wenn nicht die Fortdauer der Menschheit und unserer höchsten Werte gefährdet werden soll, muß die Binsenwahrheit des dritten ökodynamischen Gesetzes erneut formuliert werden. Dies Gesetz besagt, daß in allen Beziehungen, die für die Erzeugung und Fortpflanzung des Menschen repräsentativ sind, „zwei gleich eins“ ist.

Isoliert muß diese Feststellung trivial erscheinen, aufreizend trivial. Unglücklicherweise scheinen heute manche ihrer Schlußfolgerungen sogar für Philosophen und Soziologen nicht trivial zu sein. Die gänzliche Verarmung unserer Verstandeswerkzeuge wird besonders deutlich dann, wenn man das Pandämonium

meistert, das auf dem Gebiet der Theorie und Praxis des Sexuellen wütet. Vielleicht kann man die Wurzel des Übels in der Ahnungslosigkeit finden, mit der die meisten Soziologen vom Menschen nur im Sinne der Gleichung von „eins gleich eins“ denken. Natürlich muß das Ergebnis verwirrend sein, sobald diese primitive Formel dazu dienen soll, die Probleme des Familienlebens, der Eugenik, der Freundschaft und der dialektischen Prozesse in der Geschichte zwischen Klassen und Völkern zu beschreiben. Eifersucht und Krieg sind für diese Denker keine Realitäten. Sie leben in einem allzu vereinfachten Universum, das sie selbst schufen. Wenn der Zusammenbruch kommt, ein Weltkrieg, eine Weltrevolution, eine Scheidung in ihrer Familie, ein Verbrechen in ihrem Freundeskreis, dann sind sie nicht nur unvorbereitet, sondern sie gehen sogar so weit, daß sie die unangenehme Tatsache aus ihren Berechnungen heraushalten. Wie viele Rationalisten waren völlig unfähig, den Weltkrieg als die einzige Wirklichkeit zu sehen, von der alle politischen Ereignisse der letzten zwanzig Jahre nur kleinere Bruchstücke oder Symptome bilden? Sie bleiben dabei, den Krieg zu diffamieren, und stolpern in den nächsten, weil sie nicht zugeben können, daß sie am letzten selbst schuldig waren.

Diese naiven Rationalisten sind besonders komisch, wenn es zu einer Diskussion über das Geschlecht kommt. Ich kenne einen Professor der Psychologie, der eine große Leidenschaft hat, seine einzige Tochter. Da er ein aufgeklärter Freidenker ist, ein Psychoanalytiker und „Behaviorist“, hat er entschieden, daß das Mädchen einen Freund haben müsse, damit sie nicht an Verdrängungen leide. Das Mädchen hat sich bis heute hartnäckig geweigert, sich auf solch ein Verhältnis einzulassen. Sie sehnt sich nach wirklicher Liebe,

nach Ehe und Kindern, und ist nicht gewillt, sich mit einer billigen Beziehung zufriedenzugeben. Sie sehnt sich nach etwas Vollkommenem. Der Vater, der fest an bloß sexuelle Beziehungen zwischen zwei menschlichen Wesen glaubt, ist wegen des seltsamen Aberglaubens seiner Tochter ernstlich deprimiert und trotz aller seiner Psychoanalyse nicht fähig, sich zu erklären, wonach sie sich sehnt.

Wie manch anderer allzu kluger Denker dehnt der Professor seine soziologische Kenntnis des modernen Pluralismus in der Industrie auf das Gebiet des Dualismus aus. Den gesamten Bereich des Dual sieht er durch die Brille an, die für die zahllosen Atome in der Arbeit konstruiert wurde. Es erscheint ihm unmöglich, daß der Mensch mehr als ein Bezugssystem besitzt, in dem er leben soll. Er ist so sehr in seine pluralistische Logik verliebt, daß er befürchtet, sein ganzes klares Denken zu verlieren, wenn er für die Beziehungen, die einen einzigen Tag oder die Summe von mehreren Tagen überdauern, das reiche und souveräne Vokabular des Dual zuließe. In seiner mikroskopischen Sicht erscheint Liebe als Sexualität. Wo Liebe als Sexualität erklärt wird, können wir sicher sein, daß der Sprecher die Brille des Pluralismus trägt. Tatsächlich ist die Ära für den pluralistischen Menschen soviel kürzer als die Zeitspanne für ein Paar, daß sich die Liebe in eine endlose Kette sexueller Triebe, sexueller Schocks, sexueller Attacken verkehrt. Es ist richtig, 70 000 Arbeitsstunden sind nur eine Summe, und sobald wir erst einmal den Stundenmaßstab anwenden, können auch eine Million Stunden keine höhere Einheit aufbauen, sagen wir ein Lebenswerk, Ansehen, unsterblichen Ruhm. Und fünfhundert geschlechtliche Erfahrungen führen niemals in das Reich, das von der Zeitspanne einer Generation beherrscht wird.

Jede Methode zur Klassifikation des Menschen, sei es Plural, Kollektiv oder Dual, ist jedoch eng mit einer spezifischen Zeitspanne verbunden. Jede grammatikalische Form hat eine enge Beziehung zu den Zeitformen. Wir sahen bereits, daß der Mensch vorübergehend zum Plural gemacht werden kann, aber nur vorübergehend. Für eine Stunde, für vierundzwanzig Stunden, für ein paar Jahre kann ich meine Arbeit einer kooperativen Gruppe widmen. Aber das hat seine Grenzen. Spätestens nach einigen Jahren wird eine Gruppe in einer rationalisierten Produktion ihre Energien erschöpft haben. Diese Tatsache wird von sorgfältigen Untersuchungen, die während eines Zeitraums von fünf Jahren in einer Fabrik durchgeführt wurden, bestätigt: nach dieser Zeit sind in dem besten Team sämtliche Konstellationen, die die Leistungsfähigkeit der Gruppe ausmachen, ausgeschöpft. Jede mögliche Variante der Rivalität, des Wettseifers, der Nachbarlichkeit, des Führertums ist zu diesem Zeitpunkt ausgeschöpft. Der Ansporn, den in der Zusammenarbeit ein Mann auf den anderen ausübt, wirkt nicht dauernd. In jeder Armee muß nach drei oder vier Jahren eine Auffrischung stattfinden, um neue Energien in die Truppe strömen zu lassen. Ein neuer Kommandeur, neue Soldaten, andere Unteroffiziere müssen in die Kompanie eintreten. Oder sie wird flügelahm, und die Armee wird bald verrotten. Das gleiche gilt von Schulen und Fabriken. Nach einigen Jahren müssen die Menschen in neue Gruppen umgestellt werden. Das erste ökodynamische Gesetz schließt in sich ein, daß die Befähigung des Menschen zu einer molekularen Gruppe bei der Arbeit fließend und vorübergehend ist. Das Kollektiv andererseits ist mit mikroskopischen Zeitspannen nicht zufriedenzustellen. Es lohnt sich nicht, eine große Bewegung für eine kurze Kampagne

von einigen Tagen oder Wochen zu starten. Man kann das zwar tun und tut es auch, weil die pluralistischen Tendenzen unserer industriellen Umwelt jedes Lebensgebiet erobern. Indes sind die Ergebnisse ebenso enttäuschend, als wenn die Liebe in Myriaden von sexuellen Begierden zerfällt. Und ehe wir zur Ehe zurückkehren, sollten wir uns lieber diejenige Perversion genau ansehen, die den menschlichen Idealkollektiven *zustößt*, sobald sie unter die Tyrannei von Rationalisten geraten. Das wahre Kollektiv bindet Menschen für endlose Zeiträume zusammen. So steht die Wissenschaft in einem Feldzug, der jetzt mehr als dreihundert Jahre andauert. Die Kirche hat das Menschengeschlecht in zweitausend Jahren erbaut. Die Sprache, das lebendige Wort, das uns zu Gliedern des geistigen Reiches formt, ist zumindest achttausend Jahre alt. Wir fanden, daß Kollektive zur endlosen Fortsetzung in die Vergangenheit und Zukunft tendieren. Das Leben des Geistes überdauert das physische Leben einer Generation. Man könnte sagen, daß die Phrase „geistiges Leben“ ohne die stillschweigende Voraussetzung, daß sie unser physisches Leben überdauert, ihre Brauchbarkeit verlieren würde. Die höheren Prozesse des Denkens und Sprechens und der schöpferische Genius reichen weit über die Zeitspanne und den Lebenslauf eines einzelnen Individuums hinaus. Sie haben ihre eigene Chronologie. Wenn wir der Gottheit der Kunst dienen, wenn wir forschen, wenn wir um Frieden beten – immer und überall reichen wir in eine Ordnung der Dinge, die gegen den Tod eines einzelnen Künstlers oder Forschers oder Gläubigen gefeit ist. Und diese geistige Ordnung der Dinge ist gerade den Wissenschaftlern besonders teuer, die zu wissen vermeinen, daß man die Liebe in den Plural der sexuellen Erfahrungen auflösen sollte. Ohne es zu ahnen, bewegen sich

diese Wissenschaftler in der kollektiven Welt der Zeitlosigkeit. Sie dienen dem Kollektiv „Wissenschaft“, das genau wie „Jugend“ oder „Arbeiterschaft“ ein idealisierendes Kollektiv ist. Was aber wird nun aus einem Kollektiv, das von den industriellen Hilfsmitteln des Pluralismus mißbraucht wird? Die Anbeter des kollektiven Ideals werden in die Massen einer Wahlkampagne hinabgespült!

Bei der Betrachtung einer Kollektivbewegung entspricht „Masse“ demnach dem Geschlecht auf dem Gebiet des Dual. Wer die Brille des Pluralismus trägt, sieht nichts als Masse und Sexualität, wenn er sich Ereignissen zuwendet, die in einem Zeitrhythmus vor sich gehen, der der Warenproduktion unbekannt ist. Unsere moderne Gesellschaft, ohne jede Einsicht in die gegensätzlichen Begriffe vom Menschen, die unseren verschiedenen Feststellungen über den Menschen zugrunde liegen, ist unter die Despotie der kurzen Zeitspannen gefallen. Die Priester dieser modernen Gesellschaft (und die Naturwissenschaftler sind die Hohenpriester unserer modernen Welt) handhaben alle Angelegenheiten der Menschheit heute mit der Stoppuhr. Man kann zwar auf diese Weise sämtliche kurzlebigen Konstellationen der Gesellschaft durchforschen, aber diese eine Methode zur Erfassung des menschlichen Lebens mit dem umfassenden Namen der Soziologie oder Psychologie zu belegen, ist ein logischer Irrtum. „Drei gleich eins“ — das liegt all diesen falschen Verallgemeinerungen zugrunde. Eine Gruppe von Wissenschaftlern, die viele Jahrhunderte hindurch die Sterne beobachtet, dient ein und derselben Leitidee, der Astronomie. Durch diesen Dienst sind sie in der Gelehrtenrepublik miteinander verbunden. Den Verkehr zwischen ihnen beherrscht ein echter Ehrenkodex. Von Galileo Galilei bis zu den Männern am

Lick-Observatorium kann man eine ununterbrochene Kette verfolgen. Der langzeitige Dienst durch die Jahrhunderte hebt diese Männer als eine disziplinierte Leibgarde der Wahrheit heraus. Stellen wir uns einmal eine Astronomenkonferenz in einem gegebenen Jahr vor, sagen wir 1897, und stellen wir uns weiterhin vor, daß etwa einhundertsechzig lebende Astronomen an dieser Konferenz beteiligt sind. Der Beobachter, der wähnt, er könne bei dieser Gelegenheit den Einfluß des Kollektivismus studieren, kann zwar eine Menge Daten über das Verhalten von Massen sammeln. Er wird viel Kritik an Unterkunft und Essen hören, witzige Bemerkungen und Parodiestückchen, er wird Eifersucht und Freundschaft, Ehrgeiz und Wohlwollen wittern wie in jeder beliebigen Gruppe von einhundertundsechzig Leuten. Aber die Flamme, die in den besten dieser Männer brennt, die wird er nicht erfassen, und nicht die leiseste Ahnung wird er davon erhaschen können. Seine Brille liefert ihm keine anderen Beobachtungen außer jenen, die er auf diesem Fleck sammeln kann. Seine Methoden beziehen sich lediglich auf das Verhalten des Menschen an einem Ort, nicht auf den Prozeß oder den Vorgang oder das Vorgehen der Menschen über die menschlichen und übermenschlichen Zeitspannen von dreißig oder zweihundert Jahren hinweg. Die Resultate seiner Untersuchung müssen ihn dazu bringen, die Wirklichkeit auf die Kleinlichkeit des momentanen Verhaltens zurückzuführen. In der Phrasologie dieser Beobachter erscheinen Ideale und Ehen, Kirchen und Künste lediglich als Zusammenballungen einer gewissen Anzahl von Leuten. Vor einigen Jahren schien einer einflußreichen Juristenschule dieses Landes der rechte Vorgang der Rechtsprechung lediglich eine Technik zu sein, durch die man drei oder fünf oder sieben äl-

liche Herren im Richtersessel unter Berücksichtigung ihrer Vorurteile, Nerven und Verdauung beeinflussen kann. Eine Rechtsfindung, die man zur Psychoanalyse von fünf Zeitgenossen verwässern kann, ist keine rechte Rechtsfindung mehr. Die Täuschung, in der die Professoren dieser berühmten Juristenschule befangen waren, bestand wiederum darin, daß sie ihre mikroskopischen Brillen für die einzigen Brillen hielten, mit denen man in die menschliche Zeit eindringen kann. In einem Querschnitt der Gleichzeitigkeit legten sie sich etwas zurecht, was unmöglich in einem Augenblick oder einem Tag gesichtet werden kann. Startt man nur auf die sichtbaren Vorgänge, die in diesem Gerichtssaal am 24. Januar, 3 Uhr nachmittags, vor sich gingen, dann kann man nichts über die geistigen Bindungen aussagen, denen die merkwürdigen Sätze entspringen, die von Anwälten, Gerichtsdienern und Richtern geäußert werden.

Mit all ihren Instrumenten, Tests und Statistiken können die Behavioristen und Psychologen niemals die Wellenlängen aufspüren, die in echten Kollektiven wirken. Radiokurzwellen und Radiolangwellen sind nicht verschiedener voneinander als die kurzen und langen Zeitspannen in einem Menschenleben. Niemals ergeben tausend Kurzwellen eine Langwelle. Das gleiche gilt von der mikroskopischen und teleskopischen Schau der menschlichen Zeit. Niemals fallen sie zusammen, niemals können tausend Beobachtungen auf tausend Konferenzen mit dem Mikroskop der Reporter ein Ereignis erklären, das an eine lange Zeitspanne gebunden ist.

Es läßt sich ziemlich einfach erklären, weshalb die Kontinuität der christlichen Kirche nicht durch einen Intelligenztest an den lebenden Kardinälen gemessen oder verstanden werden kann. Weniger einleuchtend

erscheint es vielleicht, daß die Ehe nicht durch Statistiken oder ähnliche industrielle Techniken getestet werden kann. Das Teleskop der Jahrhunderte und das Mikroskop der Stunden und Sekunden bilden Extreme. Aber eine Hochzeit ist schließlich auch dann ein kurzes Ereignis, wenn sie wie in der guten alten Zeit volle drei Tage und Nächte hindurch gefeiert wird. Also könnte man die Liebe mit den modernen Untersuchungsmethoden anpacken, die auf Sex-Appeal und ähnliche flüchtige Reize angewendet werden?

Der Dual jedoch hat, ebenso wie das Kollektiv oder der Plural, seine ihm eigentümliche Chronologie. Ehe ist weder ewig in Zukunft oder Vergangenheit noch kurzlebig für einen Tag oder eine Woche. Die sexuelle Beziehung einer Faschingsnacht hat nichts zu tun mit dem Zeitmesser, der durch die echte Hingabe zweier menschlicher Wesen in Bewegung gesetzt wird. Ein Paar, das sein ganzes Leben ehrlich und treu miteinander lebt und in gemeinsamem Haushalten seine Kinder aufzieht, kann gewiß den Anspruch erheben, verheiratet zu sein, auch wenn der Standesbeamte ihrer Hochzeit nicht assistiert hat. Die Heuchelei der modernen Gesellschaft geht nirgends so weit als da, wo sowohl die Geschlechtsbeziehungen mit einer liederlichen Frau wie die Treue zweier Menschen, die ihr ganzes Leben miteinander teilen, als unmoralisch verurteilt werden, wohingegen eine Scheidung nach ein oder zwei Jahren Ehe als legitim angesehen wird. Die Ehe organisiert die ihrer selbst bewußte Hälfte unserer Existenz auf der Erde. Ob sich ein Mensch in eine Freundschaft einläßt, eine große Sache liebend ergreift, einem Verlobten sich angelobt, immer ist es der Versuch, das Ganze seines bewußten Lebens in eine Einheit zu bringen! Der Dual trifft aber nicht in jenen Fällen zu, bei denen diese Entscheidung des Für-

einander in „Freud und Leid“ unterblieb. Ein Bekannter ist kein Freund, eine Wahlperiode ist nicht der Dienst eines ganzen Lebens, das dem Vaterland gewidmet wird, und Flitterwochen, die in Reno enden, sind niemals eine Ehe gewesen. Denn der Mensch gibt seinen Status als Individuum auf, um den Status als „einer von zweien“ zu erhalten. Lincoln hätte sich von den Vereinigten Staaten nicht trennen lassen können, Dante konnte Beatrice nicht verlassen. Ihr Werben bedeutete eine Verwandlung ihres Status. Junggesellesein ist ein völlig anderer Status als Verheiratetsein. Der Dual strebt nach einer polaren Einheit. Auch im Leben vieler Menschen, die nichts von sexuellen Beziehungen wissen, kann er bestehen und besteht er praktisch. Seitdem Paulus gezeigt hat, daß die körperliche Beziehung zwischen Mann und Frau in der Ehe nur ein schwaches Gleichnis für die Beziehung zwischen Christus und seiner Kirche ist, erscheint der Dual als ein Wagnis eigener Art.

Bewußtsein und Wissen sind für den Dual verantwortlich. Es ist charakteristisch für den Menschen, daß er den Versuch macht, seine bewußte Lebensperiode in einen Dual zu stellen, weil alles Wissen den Stempel des dialektischen Widerspruchs trägt. Sobald er denkt, ist der Mensch gezwungen, einem Ding seinen Gegensatz entgegensustellen; schwarz fordert weiß, das Männliche das Weibliche, das Ja das Nein und so weiter *ad infinitum*. Ohne den Dual wäre der Mensch nicht imstande, seine haarspalterische Methode des Ja und Nein zu bewältigen. Der Dual verwandelt die Widersprüche in die beiden Brennpunkte einer Ellipse. Der Mann, der seine Frau „erkennen“ lernt, erkennt die Relativität der Gegensätze. Mann und Weib sind Gegensätze, ja, der Staatsmann und sein Volk sind Gegensätze, Christus und seine Kirche sind Gegensätze,

und oft steht Christus auf der Seite der Märtyrer, die unter seiner Kirche leiden. Und obwohl die Konflikte zwischen den Geschlechtern, zwischen der Kirche und der Einzelseele, zwischen dem Genie und seinem Stoff erschütternd sein mögen, sind sie doch nicht das letzte Geheimnis in der wechselseitigen Beziehung dieser Paare. Die Wechselseitigkeit ist stärker als das Leiden, die beiden miteinander ringenden Elemente sind die Würdenträger ein und desselben Lebens. Jeder der römischen Konsuln war ein *con-sul*, d. h. ein Mit-zu-Rate-Gehender, ein Mit-Läufer im positiven Sinn. An dem Amt des Konsulats können wir sehen, wie an der Wiege der Demokratie der Dual eine größere Rolle als der Plural spielte. Heute noch ist der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, wenn auch in verkümmerter Form, ein dualistisches Amt. In jeder Ehe wird der abwesende Gatte von seiner Gattin vertreten.

Der Dual befähigt uns, die unzähligen Paradoxe unserer Vernunft zu überwinden. Antagonismus und verwirrende Konflikte werden auf Polaritäten einer höheren Einheit zurückgeführt. Ohne den Dual würden wir alle nach einigen Jahren des Zweifels und der Diskussion verrückt. Er gestattet uns, daß wir uns mit einem anderen austauschen, ohne unsere persönliche Identität zu verlieren. Wenn ich jemanden als „meinen Freund“ anspreche, ebne ich ihm den Weg zu seiner Antwort: „Mein Freund.“ Die Bezeichnung, die ich ihm gab, ist keine Behauptung, die nur ihn betrifft. Sie umfaßt mich mit. Die Mutter, die vom Vater spricht, schließt sich in diese Bezeichnung mit ein. Sie ist die Mutter, weil er der Vater ist. Und er ist mein Freund, weil ich sein Freund bin. In einem echten Dual ist der andere mein zweites Ich. Wir können die Rollen tauschen und bleiben doch wir selbst. Chemische Prozesse können von der Mechanik nicht er-

faßt werden. Die Beziehungen in einem Dual können nicht von einem Gehirn, das nur auf den Plural dressiert ist, erfaßt werden.

Das sollte zu weitreichenden gesetzlichen und sozialen Folgen führen. Zwei Beziehungen, die heute von den Pluralisten mißbraucht werden, sind Ehe und Religion. Die Kirche wird als eine Vereinigung einiger hundert oder tausend altmodischer Leute erklärt, und die Ehe wird als ein Vertrag zwischen zwei Partnern erklärt.

Difficile est satiram non scribere. Bei einem Kauf denken die zwei Partner des Vertrages nur an ihren eigenen Vorteil. Der ganze Gehalt einer wirklichen Ehe kann dagegen in einer Feststellung zusammengefaßt werden: von jedem der beiden Partner wird erwartet, daß er sich um das Glück des anderen Partners mehr kümmere als um sein eigenes! Keine Ehe könnte vierundzwanzig Stunden überdauern, wendete das Paar lediglich die Regeln des Vertragsrechts auf ihr gemeinsames Leben an. Bei Geschäftsverträgen muß jeder an sein eigenes Geschäft denken. In jedem Dual denkt der Partner an das Geschäft des anderen Partners. Eine Ehefrau soll sich mehr um die Gesundheit des Mannes als um ihre eigene kümmern, und ihr Gatte soll sich mehr um ihr Wohlbehagen als um sein eigenes kümmern. Eine Ehe auf Grund des Vertragsrechtes beurteilen, ist eine Verirrung des logischen Denkens. Es gibt noch eine andere Seite dieser Frage. Die Pflichten, die aus einem Vertrag folgen, sind von Anfang an festgelegt. In jeder echten Partnerschaft dagegen sind die Pflichten ständig im Flusse, sie sind nicht das Ergebnis der Worte, die zu Beginn gesprochen wurden, sondern das Ergebnis der Handlungen der Partner in bezug auf die Beziehung, solange sie dauert. Und diese Handlungen haben auf beide eine polarisierende Wirkung. Je mehr du mein Freund

wirst, desto mehr werde ich deiner. Die gegenseitige Abhängigkeit ist gestuft, und bei der normalen Entwicklung dualer Beziehungen werden die beiden Individuen immer stärker eingekreist und in die Brennpunkte einer Ellipse verwandelt. Infolgedessen gestaltet das Handeln eines jeden Partners die Form des Dual. Die Polarität gewinnt mit jedem Mal an Festigkeit. Beide sind ja handelnde Organe einer „Körperschaft der Liebe“, für die sie einstehen, denn von ihr leiten sie ihr Handeln ab. Das wird besonders deutlich im Falle der Abwesenheit oder des Todes eines der beiden Partner, wenn der eine Partner abwesend ist oder stirbt. Dann versucht nicht nur der eine den anderen zu vertreten, sondern im allgemeinen reagiert der zurückbleibende Partner in der Weise, daß er stärker die Ansicht, die Richtung des Handelns und das Interesse des dahingegangenen Partners betont. Bei einem Vertrag bin ich jedoch frei, wenn die andere Partei zu existieren aufhört. Er ist eine pluralistische oder individualistische Übereinkunft. Unter dem Dual bin ich gebannt von dem Gesetz der Polarisation. Ich bleibe um so mehr Hälfte, je mehr meine andere Hälfte im Schwinden begriffen oder daran gehindert ist, ihren Platz einzunehmen.

So können wir sagen, daß ein Vertrag, durch den eine Partei sich an die andere aufgibt, null und nichtig ist. Verträge sind (und müssen es bleiben) temporäre Übereinkommen für die individuellen Formen unserer Existenz, fließende Konglomerationen zum Zwecke der Arbeit und gegen die Natur draußen. Aber in der Ehe gibt die Gattin ihrem Gatten Schönheit und Gesundheit hin in „Freud und Leid“. Und der Mann gibt seine Abenteuer, seine unendlichen Chancen hin. Wie kann man solch eine gefährliche Preisgabe des ganzen Seins als Ergebnis einer freiwilligen Übereinkunft

zwischen zwei Individuen ansehen? Bei einem Vertrag versuche ich, möglichst viel zu bekommen und möglichst unverändert zu bleiben. In der Partnerschaft werfe ich mein alles hin, ohne zu wissen, was morgen sein wird.

Die moderne rechtliche und soziale Theorie der Ehe legalisiert die sexuellen Beziehungen zwischen Individuen. Ist das legalisierte Prostitution, wie es ein Pessimist nannte? Ich glaube nicht. Es ist nur das Resultat der Tyrannei, unter der die modernen Menschen zu leben haben, der Tyrannei der Molekularität. Das Reich des Pluralismus ist im Zeitalter der Fabrik so mächtig, daß man einen solchen Interessenaustausch — ich für dich, du für mich — für unmöglich hält.

Aber jede persönliche Treue gehört zum Reich der Polarität. Es ist tröstlich, selbst mitten im Geschäftsleben echte polare Beziehungen zu finden. Der Dual ist nicht auf das Bereich der Gefühle beschränkt. Partnerschaft gedeiht heute im Herzen der City. Denn das Schicksal einer Firma, in der zwei Teilhaber ihren gegenseitigen Dienst auf ihre vertraglichen Vereinbarungen beschränken wollten, wäre rasch besiegelt. Sie würde so schnell wie möglich liquidieren müssen, da A und B ihre besten Energien ihr vorenthalten. Statt innerhalb ihrer Firma würden die Partner moralisch außerhalb ihrer Firma stehen.

Bei jedem Organismus, einer Firma, einer Familie, einem Königreich, einem College ist seine Fortdauer in der Zukunft etwas völlig anderes als die bloße Erfüllung der Bedingungen eines Vertrages oder Planes. Bei einem Plan verhält sich zwangsläufig jeder gemäß seinem festgelegten Eigeninteresse (Löhnen, Profit, Waren, Ruf). Bei der Erziehung versuchen wir etwas Neues und jetzt noch Unbekanntes zu werden. Bei der Erhaltung der Art oder einer Institution müssen zwei

Probleme gelöst werden. Wer eine Ehe einging oder sich einer guten Sache widmete, versucht, im Unterschied zum Wachstum dessen, der erzogen wird, und im Unterschied zu dem eingeschränkten Verhalten eines Angestellten, die Ehe, die Sache durch seine Hingabe zu erneuern. Der menschliche Organismus oder der politische Organismus, den er liebt, ist hier bereits gegenwärtig. Aber da es ein Organismus ist, müßte er ohne eine solche Erneuerung altern und absterben. Der Dualis ist die Form unserer Existenz, durch die wir uns die Erneuerung des Organismus, den wir lieben, sichern. Eine Firma könnte ihren Gründer nicht überdauern, fände sich nicht eine Seele, die an sie glaubt und sich von ganzem Herzen für sie einsetzt. Und was für eine Firma gilt, gilt stärker noch für alle integrierenden Formen des Lebens. Bloße Geschlechtsbeziehungen zwischen Individuen lassen keine Nachkommenschaft aufkommen, weil ich in einer bloß sexuellen Beziehung nur mich liebe und nur meine eigenen Bedürfnisse befriedige. Bloße Arbeitsbeziehungen zwischen Mitarbeitern mindern den Ertrag. Und bloße Massenbeziehungen in Versammlungen und Parteitagen führen zum Zerfall der Regierung.

Bei der Fortpflanzung der Gattung wie bei der Erneuerung jeder sozialen Form besteht das Problem, den Menschen dazu zu bewegen, von sich abzusehen, sich selbst zu vergessen. Das Mittel dazu, dem Menschen entgegen seinem Eigennutz und entgegen seinem Instinkt zur Selbsterhaltung und Unabhängigkeit diese Hingabe abzurufen, ist der bipolare, Dual. Die Fortpflanzung und Erneuerung steht daher im Widerspruch zum Eigennutz. Je größer der Eigennutz ist, den sie überwinden muß und je größer tatsächlich die Kraft, ihn zu überwinden, desto wirksamer ist sie. Der Schwächling ist kein guter Vater und der Verbrecher

ebensowenig. Der kraftvolle Kämpfer aber, der trotz seinem rauhen Individualismus überwunden wird, ist der beste Partner.

Je länger bei zweien, die miteinander verschmelzen sollen, der Weg zur Überwindung des Eigeninteresses ist, desto vielversprechender ist der Prozeß. Deshalb beruht in Natur und Gesellschaft jeder Dual auf einer langen Periode des Umwerbens! Es ist der Prüfstein für einen echten dualistischen Prozeß, daß man nicht jederzeit in ihn eintreten kann, sondern daß man auf die Zeit der Reife und auf das „Einmal für allezeit“ warten muß. Damit das Ergebnis Wert hat, muß der Widerstand der beiden Individuen echt und tief sein. Heute interessieren sich die Ärzte für unsere Chromosomen, aber der Unterschied zwischen einem schwächlichen und einem kräftigen Nachkömmling beruht vielleicht stärker auf dem Grad der Intensität in der Werbung zwischen den beiden Partnern, der Tiefe der Bindung, der Intensität des zentrierenden Prozesses, der guten Zucht in der Ehe, der neuartigen Lösung, die in einem politischen Kampf herbeigeführt wird. Heutzutage, wo man mit zwanzig heiratet, scheint die Welt auf eine eintönige Imitation des Pluralismus der Fabrik abgestellt zu sein. Der Unterschied zwischen abstrakter Kontraksbeziehung und magnetischer Anziehungskraft wird nivelliert. Das Fabriksystem dringt in das Reich der polaren Beziehungen ein.

Alle Primitiven waren in ihrem Leben und in ihrer Sprache mit dem Dual vertraut – so scheint es kein hoffnungsloses Unterfangen, die ewige Wahrheit wiederzuentdecken, daß ein Abgrund zwischen „zwei“ auf der einen Seite und „drei oder mehr“ auf der anderen Seite klafft. Diese Wahrheit kann man auch ebensogut außerhalb des Gebietes der Eugenik entdecken, nicht nur dann, wenn man mit einem prak-

tischen Angriff auf die moderne Ehe beginnt; diese Wahrheit findet man ebenso im Denken, in der Sprache, im Sprechen und im wirklichen tatsächlichen Verhalten, also auf einem sehr weiten Gebiet menschlichen Handelns. Es ist einer der langweiligen Fehler des christlichen Moralisten, daß er die Beziehungen zwischen Mann und Frau so behandelt, als ob diese von unserem übrigen Leben völlig abgetrennt seien. Existierte der Dual nur in der Ehe, dann wäre die Ehe freilich außerstande, die Belastung durch eine antidualistische Umgebung auszuhalten.

Glücklicherweise können uns die Zahlen zwei und drei ihr Geheimnis verraten, ohne daß wir auf das begrenzte Problem der Geschlechtsbeziehungen blicken müssen. Zwei und drei sind keineswegs Zahlen, die in einer gleichmäßig weiterlaufenden Reihe von Null bis unendlich aufeinanderfolgen. Sie sind vielmehr so weit voneinander getrennt wie Molekularität und Polarität. Bei zweien werden zugleich die Qualitäten des einen wie des anderen infolge einer ständigen Korrelation durch einen wechselseitigen dialektischen Prozeß gefördert. Ständig fördert in jedem Dual der eine Partner den anderen dadurch, daß er immer mehr er selbst wird.

Der Dual ist imstande, uns aus unserem selbstzentrierten und an einen Punkt gebundenen Bewußtsein zu befreien. Das bedeutet, daß wir unser angeborenes, eingeborenes, natürliches Bewußtsein aufgeben. Wenn wir die Partnerschaft in einem Organismus, der uns und den anderen umfaßt, verliehen bekommen, erwerben wir einen neuen Status und einen neuen Charakter. Unser Organismus wird nun durch die Körperschaft ersetzt, in die wir mit unserem Partner geworfen werden, d. h. die einzelne Einheit durch die gemeinsame Einheit.

Daß der Dual zum Teil verschwunden ist, zeigt sich am besten an dem Aussterben eines alten Ausdrucks für die Vorbereitungsstufen einer solchen Paarung. Der außerordentlichen Kräfte gewahr, die zur Paarung zweier Individuen notwendig sind, nannten unsere Vorfahren den Versuch zur Beschwörung dieser Kräfte „Freien“. Den Hof machen, Freite und Werbung sind altmodische Bezeichnungen für die Art und Weise, durch die ein Dual geschaffen wird. Sexuelle Beziehungen als Ersatz für die Ehe lassen ein ausgedehntes Freien und eine lang dauernde Werbung lächerlich erscheinen. Man heiratet morgen und hat sich heute kennengelernt. Zum Erwägen, zum Niederbrechen der Mauern der Individualität bleibt keine Zeit. Aber die formelle Eheschließung nach vierundzwanzigstündiger Bekanntschaft, die das Problem der Werbung völlig außer acht läßt, verschiebt es nur von der Periode vor der formellen Eheschließung auf eine spätere Entwicklungsphase in der Ehe. Die Natur läßt ihrer nicht spotten. Und die Natur gebraucht so außerordentliche Mittel an Farbe, Geruch und Musik, um die Ängste der beiden, die einander lieben, zu überwinden, daß daran deutlich wird, wie abenteuerlich, gefährlich und überwältigend der Dual ist.

In der alten Zeit befreite die Werbung des Freiers die Braut aus ihres Vaters Haus, Religion, Maßstäben und Überzeugungen. Sie kannte keine anderen Götter außer ihm und seinen Göttern. Bis dahin war sie keines anderen Mannes Lehren, Doktrinen oder Idealen oder Werten ausgesetzt. Heute hat sich das vollkommen gewandelt. Der natürliche Monotheismus einer guten Tochter, die zu ihrem Vater als dem Priester ihres Glaubens aufblickte, ist verschwunden. Jetzt hört sie in Schule und Hochschule viele Dinge, die zu vielen verschiedenen Glaubensbekenntnissen und Werten ge-

hören. Ihre Phantasie bewegen und beeinflussen viele Lehrer, viele Filme. Die Erziehung eines modernen Mädchens ist polytheistisch. Und je polytheistischer sie ist, um so sicherer fühlen wir uns heute gegen den Polytheismus! Aber mit dem Niedergang der Familie verloren die Mädchen das einfache Vertrauen auf das Glaubensbekenntnis des Vaters. Und nichts ist in Wahrheit gerade so sehr Polytheismus, als wie heute ein Mädchen einer Fülle von widersprüchlichen Ideen und Maßstäben ausgesetzt wird.

So heiratet ein moderner Mann nicht eines Mannes Tochter, sondern vieler Männer Schülerin. Die moderne Ehe beginnt bestenfalls mit einem Mann, der sich selbst besiegt hat (und nur sehr wenige haben es) — und ist insofern wieder monotheistisch, aber im allgemeinen mit einer Frau, die im College gebildet wurde — und das heißt, zu einer unbekanntem Zahl von Göttern, Gottheiten, Idealen, Dämonen und Mächten hin.

Die Erneuerung der Art hängt in Natur und Gesellschaft von der Intensivierung der „Werbung“ ab. In der Natur stellen die wundervollen Farben der Blüten und Federn, der schimmernde Glanz einer Muschel Versuche dar, jene Hingabe zu erzeugen, durch die das Leben einer Art dem einzelnen Individuum abgetrotzt werden muß. Sie sind die Mittel, mit deren Hilfe die Ängste und die Selbstsucht des egozentrischen Individuums durchbrochen werden und das Individuum dazu getrieben wird, für die Gattung Rede und Antwort zu stehen. In einem echten Dualismus fordern sich daher ein Ich und ein Du gegenseitig heraus. Das ist ein Ausleseprozeß, der einen Mann und eine Frau heraushebt und zu einer einmaligen Konstellation in der Zeit, zu einer unwiederholbaren Konstellation miteinander verschmilzt.

Das Risiko der Paarung eines Ichs mit einem anderen Ich unterscheidet sich von dem sozialen Risiko der Zusammenarbeit innerhalb des sozialen Moleküls. „Drei oder mehr“ bei der Arbeit *bleiben Individuen*. Die Liebe zwischen dir und mir offenbart das Leben der Art in unserer Existenz als Exemplar. Das wirkliche Problem guter Zucht ist daher, zwei Exemplare dahin zu bringen, daß sie ihre Individualität auflösen, die stolzen Mauern ihrer einzelnen Persönlichkeiten niederreißen und nichts als die Gattung repräsentieren.

Die Periode des Freiens im Leben eines Mannes oder einer Frau muß neu interpretiert werden. Mit dem Wort verschwanden auch mehr oder weniger die alten Formen der Werbung. Und niemand wird es betrauern, daß der Diamant des Verlobungsringes und der Glanz des väterlichen Hauses aufgehört haben, Symbol der Werbung zu sein. Es stellt eine große Neuerung in unserer Zeit dar, daß die Werbung zu einem geistigen Problem geworden ist, das erst lange nach der Hochzeit gesehen und gelöst werden kann.

Das große Abenteuer der Menschheit in der gegenwärtigen Periode ist die Emanzipation der Frauen. Die Frauen, Bewohner und Verteidiger der menschlichen Heimstätte seit Jahrtausenden, werden zu Mitgliedern, Bewohnern und Herrscherinnen des einen geeinten Hauses der Natur, das die moderne Wirtschaft und Technik rund um uns baut. Ein Haushalt, eine Wirtschaft ersetzt Millionen getrennter Haushaltungen. Die Erde wird zu einem großen zweiten Haus zur Neuorganisation der Natur. Die blinden Elemente und die Rohstoffe, die man als *natura renaturata* verherrlichen kann, werden durch die Bemühungen der Wissenschaft und durch Technik organisiert. Die Feuerstelle und der Herd des Menschen, die Küche und die Scheune der Privatwirtschaft machen einer viel grö-

ßeren Wirtschaft Platz, bei der in einem Maßstab, der ganze Erdteile umfaßt, Männer und Frauen zusammen arbeiten. Aus diesem Grunde sind die Frauen darin ebenso zu Hause wie die Männer. Seit die Welt zu einem großen Haus für die Menschheit wurde, gibt es keinen Grund mehr, weshalb die Frauen nicht die Königinnen und höchsten Beamten dieses Hauses sein sollten.

Da wir unser System auf die Annahme gründeten, daß eines Tages die Industrialisation vollendet sein wird, können wir den Zeitpunkt voraussehen, an dem die Töchter der Menschen, die zu Töchtern der industriellen Revolution wurden, endgültig zu Müttern, Töchtern, Schwestern und Hausfrauen der Menschheit, der Gesellschaft als eines Ganzen umgewandelt sein werden. Nie hätte in den alten Zeiten ein Vater seinen Töchtern erlaubt, Freud, Gandhi, Marx, Admiral Byrd oder Leslie Howard zu verehren. Er wäre ein eifersüchtiger Gott gewesen. Die modernen Frauen erproben, ehe sie heiraten, mancherlei Gottheiten, mancherlei Doktrinen und viele Kochrezepte. Den Platz des Vaters, seine große persönliche Autorität für alle Werte nimmt eine anonyme Gruppe von Zeitgenossen ein. Der gesunde Instinkt der Mädchen ist der Destruktion durch all die falschen Propheten in einer Gesellschaft des Goldenen Kalbes preisgegeben. Aber die Reaktion der Mädchen ist recht gesund. Sie greifen sich ihren Jungen und heiraten. Und diese Entscheidung bewahrt sie vor den schlimmsten Folgen der Molekularität. Sie öffnet den Weg in die Zukunft.

Denn erst jetzt beginnt die Werbung. In den folgenden sieben oder acht Jahren suchen Mann und Frau ihre wirklichen Götter. Sie sichten und entscheiden, welche Traditionen und Glaubensbekenntnisse, welcher Glaube und welcher Wert wiederhergestellt werden soll

oder welche sie fallen lassen können. In einem Prozeß der Synthese wählt das Paar seine Götter. Das Mädchen ist nicht länger mehr die Erbin des Königreiches ihres leiblichen Vaters. Statt dessen entdeckt sie gemeinsam mit ihrem Ehemann aufs neue das Königreich des Geistes, in dem sie einander begegneten. Gemeinsam können der junge Mann und das junge Mädchen das vollbringen, was die abgetrennte und umherirrende Hälfte niemals vollenden kann; sie können Gott finden. Die wechselseitige Verantwortung stellt in jeder Ehe das Prinzip dar, das nicht an sich selbst denkt. Dies einfache Prinzip vernichtet alle Gespenster von Sekte, Aberglaube und Tagesparole. Wer mit den Augen der Menschheit sieht, erblickt die Ziele, für die der Mensch geschaffen wurde. Wer seine Individualität um der Sache eines anderen willen aufzugeben lernt, der erhält sie tausendfach zurück. Ein solcher Mensch entdeckt an jedem Tag ein neues Geheimnis, er beginnt zu reifen, zu wachsen. Die Existenz hört auf, bloße Wiederholung zu sein, und wird ständiges Wachsen und Sichwandeln. In einer wahren Ehe sollte die gemeinsame Suche, von Mann und Frau gleicherweise geführt, unmerklich zu einem stetig wachsenden Aufgeben der Spezialisierung zugunsten der Species leiten. Und wenn die Phase des gesellschaftlichen Druckes glücklich überwunden ist, dann wird sich herausstellen, daß die Geburtenkontrolle nicht eine Frage der Rationalisierung der Ehe ist, sondern eine Frage ihres Aufbaues aus der Werbung zur echten Elternschaft. Die wahre Braut wird die junge Frau sein, die jetzt gleich ihrem Ehemann das Joch des Versuchsstadiums abwirft und ihre offenbare Bestimmung als Magd Gottes willkommen heißt; und ihr Mann wird, falls sie ihre Zeit nicht verschwendet haben, ein Rede und Antwort stehendes Mitglied in einer größeren Gruppe, in der Gemein-

schaft sein. Dadurch, daß er für die Gattung handelt, gelangt der Mensch zur Verantwortung. Sein Geist wandelt sich. Er zersprengt den Raum seines bloßen Daseins; er denkt in Generationen. Und die Dauer des Versuchsstadiums hat ihn gegen eine Scheidung gestählt. Der, mit dem du die falschen Dämonen abwehrtest, mit dem du den Weg in das Leben der Gattung bahntest, der ist dein eingefügter Partner für dein ganzes übriges Leben. Eva ist vielleicht nicht aus Adams Rippe gebildet. Aber eine echte Ehefrau ist ihrem Gatten eingefügt wie seine Rippe.

Wenn einmal ein Elternpaar solch einen gemeinsamen Glauben erfahren und solch eine Gemeinschaft errichtet hat, die den Geboten dieses Glaubens zu gehorchen versucht, dann ist ihre Nachkommenschaft legitim. Ein Kind, dessen Eltern nicht durch einen gemeinsamen Glauben geeint sind, bleibt illegitim. Auf diese Voraussetzung guter Zucht hat das bürgerliche Gesetz keinen Einfluß. Aus einem gemeinsamen Glauben, der in gemeinsamem Bemühen errungen wurde, gewinnen die Eltern leicht die Kraft zur Erziehung ihrer Kinder zurück. Sie kennen nicht die törichten Hemmungen jener Eltern, die nicht wissen, was sie ihren Kindern sagen sollen. Das Sagen ist freilich nicht wichtig. Ein gemeinsamer Glaube durchweht und durchdringt eine Kinderstube, ohne daß es der Worte bedarf, er gibt den künftigen Generationen Kraft und Sicherheit. Ein solches Paar hat ein wirkliches Gesetz wiederentdeckt, sie haben den Dämon der Fabrik überwunden, der ihnen von Scheidung und Beziehungen auf Stunden ins Ohr flüstert. Durch die Neugestaltung ihres Lebens zwischen zwanzig und dreißig geht die junge Generation daran, das dritte ökodynamische Gesetz aufzustellen. Für die Fortpflanzung der Menschheit gilt immer noch die alte Gleichung: „Zwei gleich eins.“

Das Gesetz des Singular
Der mit sich selber einige Mensch

Der Mensch muß arbeiten. Der Mensch muß wachsen. Der Mensch muß lieben. Diese drei Sätze fordern Erfüllung. Aber bei jeder dieser drei Forderungen stellt sich heraus, daß der angebliche Singular Mensch ganz und gar kein Singular ist. Gegen alle liberalen Schulvorstellungen sitzen Plurale, Kollektive und Duale am Steuer. „Eins gleich drei und mehr“ – mit diesem Trick baute die Welt der Natur und der Technik den Menschen in den Rahmen ihrer endlosen Prozesse ein. Im unaufhörlichen Kampf der Mächte und der Materie in der physischen Welt trat zwangsläufig „drei und mehr“ als der Mensch auf, der gegen das Chaos auf der Wacht stand. Also nicht ein einzelner Mensch, sondern die Gesellschaft steht auf der Wacht gegen die Natur, wie die Wache gegen den Feind im Krieg. In der Gesellschaft zählen die Individuen nur als Vielheit, als ein Plural. Drei zumindest sind nötig, um einen Plural auszudrücken. Armee und Fabrik sind sich darin ähnlich.

Wie wir sehen, lagen die kurzen Zeitspannen wie Stunde, Werkstück, Tag, Monat, Jahr dieser Anschauung zugrunde. Wenn immer Arbeitszeit und Arbeitskraft, Löhne und Güter zu organisieren sind, wird der mikroskopische Gesichtspunkt angewendet, der zur Analyse von Dingen, Gegenständen und Hilfsmitteln geeignet ist.

Die zweite Gleichung wies in entgegengesetzte Richtung. „Eins gleich alles“ oder „eins gleich unendlich“ betrachtet den Menschen ohne Rücksicht auf Zeit oder unmittelbare Leistungsfähigkeit. Der kollektive Standpunkt ist dann am zweckmäßigsten, wenn wir den Menschen als Glied ewiger Gruppen und als Reprä-

sentanten der Zukunft idealisieren wollen. Nach der Betrachtung des Fabriksystems und dessen Stoppuhr zur Kontrolle für die Minuten oder Sekunden der Herstellung führt uns die kollektivistische Gleichung „Die Arbeiterschaft“ oder „Die Jugend“ aus der Realität des heutigen Tages weit hinaus zu der Milchstraße der gesetzgebenden Formen und endgültigen Ordnungen. Und als wir uns von dem Kalkulationsbüro einer Baumwollfabrik den Träumen von der universalen Berufung der Arbeiterschaft zuwandten, war das fast so, als griffen wir zum Teleskop, um die Milchstraße zu suchen. Jeder Gebrauch des Menschen oder einer Klasse von Menschen als Kollektiv bedeutet Übersteigerung, ja Vergottung, weil es zum Wesen eines solchen Idealtyps gehört, über die augenblickliche Situation weit hinauszugehen. Eine solche Sicht vergrößert immer wie ein Teleskop.

Die dritte Gleichung leugnete wiederum die Realität irgendeines Singulars beim Menschen. Durch die Aufstellung der Korrelation von „zwei gleich eins“ macht das dritte ökodynamische Gesetz jedes Individuum zur Hälfte eines Ganzen. Das Gesetz leugnet nicht, daß zeitweilig Einsamkeit und „Ein-heit“ beim Menschen zu finden sind, aber es erscheint ihm an sich bedeutungslos. Für den Dualisten und den Dialektiker und den Phylogenetiker liegt die Bestimmung des Menschen in der Paarung. Die isolierte Existenz eines Menschen wird von seiner späteren Ehe her beurteilt. These und Antithese haben außerhalb der schließlichen Synthese keine Bedeutung.

Realistisch an dieser dualistischen Auffassung war die Größe ihrer Zeitspanne. Jeder echte Dual, Freundschaft, Vaterlandsliebe, das Verhältnis zwischen Christus und seiner Kirche und vor allem die Ehe beziehen sich auf die große Zeitspanne der bewußt erlebten Hälfte

eines Lebenslaufs. In der Ehe umfaßt der Dual die Zeitspanne einer Generation vom Hochzeitstage an. In der bräutlichen Beziehung der Kirche Christi zu Christus bleibt die ganze unbewußte Hälfte des Lebens der Menschheit, die dem christlichen Zeitalter voranging, außerhalb des Gesichtsfeldes. Das Gleichnis umfaßt nur die ihrer selbst bewußte Periode der Menschheit, innerhalb derer der Mensch sich zweckvoll um Einheit und Universalität bemüht. Vaterlandsliebe ist nicht die einfache Abhängigkeit eines Kindes von seiner Umgebung. Sie ist die Antwort des fühlenden, denkenden und reflektierenden Bürgers auf die Pflichten, die er seinem Lande gegenüber hat.

All diese spontanen Bindungen an eine Sache vollziehen sich nun inmitten einer Evolution. Sie kennzeichnen den Augenblick, in dem das Selbstbewußtsein entschieden erwacht. Die Partner in einem Dual sind reife Menschen. Sie sind imstande, ihre Meinung auszusprechen und sich für ihr übriges Leben zu verpflichten. Es verdient unsere Aufmerksamkeit, daß der Dual in seiner Schau weder mikroskopisch noch telekopisch ist. Weil er die unbewußte Lebenshälfte beider Partner ausläßt, ist er kürzer als das gesamte Leben des Organismus. Er ist jedoch länger als die Zufallsbündnisse, die wir beim Kampf gegen die Natur eingehen. Die Gesellschaft in uns, unsere pluralistische Seite, ist nur an einer unmittelbaren Anpassung an unsere Umgebung interessiert. Bei unserer Arbeit sind wir alle Behavioristen. Wir stehen vor der Materie und reagieren als Materie auf Materie. Aber in der Paarung sind wir Schöpfer einer neuen Umwelt. Der Dual bedeutet nichts anderes, als daß wir uns unsere nächste Umwelt selber wählen. Deshalb soll der Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen. Der Dual schafft die neue Umwelt, in der

das tägliche Leben der Arbeit, der Anpassung und des sinnvollen Verhaltens erneut entworfen wird.

Durch die drei ökodynamischen Gesetze scheinen die drei möglichen Zeitspannen, nämlich drei bis fünf Jahre, eine Generation und die Ewigkeit, erschöpfend erfaßt zu sein. Wo aber begegnen wir dem Menschen im Singular? Diese Frage stellt sich jetzt als recht beunruhigend heraus. Denn das naive Denken in der Zeit zwischen der Französischen Revolution und dem Weltkrieg, von Kant bis zu John Dewey wandte ohne Bedenken den Singular des Menschen als die klarste und sicherste Einheit für den Denkvorgang an. Für uns liegt es genau umgekehrt. Alles andere ist für uns leichter verständlich als die Realität einer solchen Einheit. Warum sollte dies Nervenbündel, dies Gefäß kollektiver Schlagworte, dieser wankelmütige Liebhaber und Anbeter vieler Religionen und Bewegungen nicht gespalten sein? Warum sollte er nicht während seiner Lebenszeit zu einem völlig anderen werden? Haben nicht die Hindus recht, die sich den Menschen vorstellen als ein Wesen, das eine ewige Seelenwanderung erleidet?

Den naiven Glauben an den A-priori-Charakter der Persönlichkeit des Menschen habe ich wohl erschüttert. Dieser naive und rationalistische Glaube verschloß den Soziologen und noch mehr den Humanisten vor höchst evidenten gesellschaftlichen Fakten die Augen. Es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß der Mensch ein singuläres und einmaliges Wesen ist. Vielleicht ist er es. Aber wenn dem so wäre, so ist das eine unnatürliche und höchst erstaunliche Tatsache, der wir bei unseren Ausflügen in die Fabrik, in die politischen Bewegungen und das eheliche Heim nicht begegnet sind. Wenn jeder Mensch außerdem eine einmalige und klarumrissene Person ist, dann muß er anderswo ge-

sucht werden. Nicht als eine selbstverständliche Wahrheit, sondern als eine Überraschung wird er dann auf uns zukommen. Ja, mich überraschte es nicht, wenn er nichts als eine Überraschung wäre.

Den Menschen als Einzahl zu betrachten, widerspricht dem Wesen der Gesellschaft. Die Ideale unserer Gruppe und Klasse, die Nützlichkeit in unserer Produktionskapazität, der Stachel des Geschlechts in unserem Fleische, all diese Kräfte machen uns zu Teilen größerer Einheiten, einer Arbeitsgruppe, eines begeisterten Kollektivs oder eines Paares. Der naive liberale Glaube an die Allgegenwart unseres Einsseins läßt sich nicht aufrechterhalten. Unsere Singularität muß neu formuliert werden. Sie ist nicht mehr selbstverständlich.

Wie kam es aber dazu, daß hundert Jahre lang niemand auch nur im geringsten an der Realität des Individuums zweifelte – jenes Individuums, das sich heute unter den Händen der Ärzte und Psychologen, innerhalb der Wirtschaftsordnung und des politischen Kampfes oder der Revolutionen immer mehr auflöst?

In jenen Tagen predigte man Selbstvertrauen, und der Selfmademan, der Mittelklassen-Napoleon, war das Idol des Bürgers. Jeder wollte wirtschaftlich unabhängig werden, und mehr noch: jeder hatte berechnete Hoffnungen, reich oder einflußreich oder beides zu werden. Es war weniger eine Feststellung als tatenloser Wille, Wunsch und Tendenz, die unsere Vorfahren äußerten, wenn sie Robinson Crusoe zum Sinnbild des menschlichen Wesens machten. Und hätte man sie gefragt, was in ihren Augen den Menschen ausmacht, hätte ihre Antwort gelautet: seine Fähigkeit zu denken, seine Intelligenz.

Stimmt es, daß die Vernunft den Menschen ausmacht?

Sind wir einmalig, singular, sind wir unwiederholbare Exemplare auf Grund unseres Verstandes und unseres Selbstbewußtseins? Lassen Sie uns diese Behauptung näher ansehen. Verfolgen wir sie bis zu ihren Wurzeln, dann entdecken wir vielleicht sehr viel mehr über die List der Vernunft und deren Erfolg im Laufe der letzten Jahrhunderte einerseits und andererseits über die Ursachen ihres raschen Niedergangs in unserer Zeit.

Wenn das Denken den Menschen zu einem Wesen, einem echten Singular formte, dann dürfte man seine erste Kindheit und sein spätes Greisenalter in seinem Lebenslauf nicht mitzählen. Aus seiner Biographie könnte man beide Kapitel herausstreichen, ohne dadurch dem Bild der betreffenden Person wesentlich zu schaden. Die ersten zwanzig Jahre gehören schwerlich dem Denker. Der wahre Denker und Rationalist muß die Jahre des kindlichen Unverstandes als eine Art Verschwendung ansehen. Kindheit und Altersschwäche streichen von der Zeitspanne eines großen Menschen Teile ab, die er sonst hätte zu besserer Arbeit nützen können. Aber schlimmer noch, die Periode der Kindheit ist nicht nur Verschwendung im Hinblick auf verständige Arbeit. Sie erfüllt in jeder Generation die Welt mit falschen Vorstellungen, Irrtümern, kindischer Furcht und Märchen und hemmt daher den Fortschritt. Kaum haben die Erwachsenen ihre Lektion gelernt, so fällt die Jugend mit allen Anzeichen des Primitivismus in alle alten Fallgruben hinein. Das ist keine Übertreibung! In der Geschichte des menschlichen Geistes gibt es eine große Episode, in der diese Abneigung gegen die Kindheit und das un- oder vorbewußte Leben mit allem Nachdruck ein für allemal ausgesprochen wurde.

Das ernste Bekenntnis des großen Philosophen René

Descartes, des Franzosen, von dem La Fontaine sagte, die Alten würden ihn als einen Gott verehrt haben, kann ich nie ohne Lächeln lesen. Durch sein berühmtes *cogito ergo sum* (ich bin, weil ich denke) setzte er Existenz gleich Denken. Kein Wunder, daß der gleiche Mann im zweiten Teil seines „Discours de la méthode“ sagt: „Da wir alle Kinder waren, ehe wir Männer wurden, ist es fast unmöglich, daß unsere Urteile so rein oder so sicher seien, wie sie wären, hätten wir unsere Vernunft vom Augenblick unserer Geburt an.“ Descartes hatte wahrlich den Mut seiner Überzeugungen. Innerhalb seiner Person setzt er den Denker Cartesius deutlich an die erste Stelle. Und als Philosoph trennt er sich von dem menschlichen Wesen René Descartes, das von 1589 bis 1650 lebte. Diese zwei Menschen sind nicht identisch. Cartesius cogitator und René Descartes sind für ihn zwei völlig unterschiedene Einheiten, was treffend durch die Latinisierung ausgedrückt wird, die damals in der internationalen Republik der Gelehrten üblich war. Der Denker Cartesius ist keineswegs der ganze Mensch. Subtrahiert man vom natürlichen Menschen seine Kindheit, die Zeit seines Schlafes, seine Gefühle, Vorurteile, Ängste und Leidenschaften oder Versuchungen, so bleibt der Inhaber der Gedanken, der Denker übrig, der Mensch, der seine Existenz auf dem Denken aufbauen kann. Daraus folgt, daß wir den Verstand, das Subjekt des Philosophierens in uns, nicht fälschlich für jene empirische Einheit halten dürfen, die unsere Geburts- und Todesstunde miteinander verbindet. Früher verwendete man vielerlei Namen zur Unterscheidung zwischen dem wirklichen menschlichen Wesen und seiner Funktion als Diener der „Gehirnlichkeit“, der „Geistigkeit“ oder der „Vernunft“, als den wir uns bei unseren Versuchen zu wissenschaftlichem Denken bekennen. Häufig wird für

das, was innerhalb des Menschen sich seiner selbst bewußt ist, der Ausdruck „Ego“ verwendet.

Ohne daß wir uns auf die Einzelheiten dieses Problems einlassen wollen, können wir sagen, daß es keine große Bedeutung hat, wie dieser Anbeter und Diener und Vertreter der Göttin Vernunft in uns benannt wird. Mag diese Göttin Vernunft heißen und unsere Priesterschaft „Geist“ oder „Ego“, „Noetisches Subjekt“, „Bewußtsein“ — diese Teilfunktion im Dienste der Vernunft bleibt immer Teilfunktion und ist niemals die Einheit, die uns von unserem Mitmenschen zugestanden wird und die wir uns selber instinktiv zuschreiben.

Diese Einheit, und das ist unsere erste Gewißheit über sie, muß eine biographische Einheit sein und muß trotz unserer völligen Unwissenheit über unsere eigenen Anfänge sich von unserem Tod bis zu unserer Geburt zurück erstrecken. Sie umfaßt unsere Phase der Torheit und Geistlosigkeit, alle unvernünftigen Phasen unserer Lebenszeit. Niemals reden wir uns energischer mit unserem Eigennamen an als nach einer richtigen Dummheit. Nach einer unklugen, unüberlegten, leidenschaftlichen Tat ermahnen wir uns selber: „Hans, Hans, wie kannst du nur so etwas Schreckliches tun?“ — als ob das törichte und unverantwortliche Wesen in uns unter unserer besonderen Obhut stände und wir es wieder in die normalen Schranken zurückweisen müßten. So können wir ruhig sagen, daß diese biographische Einheit nicht vom Denken konstituiert wird, da kein einziger Gedanke durch sie hindurchgeht, nicht vom Ich, da sie so oft ein Es ist, nicht vom Verstand, da sie so oft der Verständigung bedarf. Das Prinzip der Individuation ist nicht der Verstand. Möglicherweise existieren wir nicht wirklich, weil wir nicht wirklich denken. Descartes glaubte, daß wir an der

Existenz nur durch das Denken teilnehmen. Möglicherweise sind wir nur Träume und Schatten – ach, und trotz Descartes vielleicht gerade insoweit wir denken.

Aber in diesem Fall können wir wenigstens unterscheiden, was Denken im Vergleich zu unserer armseligen Person ist. Der „Geist“ hat sowenig und soviel mit mir zu tun wie die „Arbeiterschaft“ oder das „Proletariat“ mit einem einzelnen Arbeiter oder die „Jugend“ mit einem zwanzigjährigen Collegeboy. „Geist“ gehört zu dem gleichen Typ abstrakter Termini, den wir bei der Betrachtung der „Arbeiterschaft“, der „Jugend“, der „Schönheit“ analysiert haben. Vernunft ist ein Kollektiv der Steigerung für eine besondere Eigenschaft des Menschen. Vernunft ist ein tendenziöses Wort, das den Menschen auf die Seite des bloßen Denkens treibt und den gereinigten Verstand von all seinen anderen „unreinen“ Bindungen scheidet. Wenn wir uns der Vernunft weihen, so bedeutet das die Unterdrückung des konkreten Individuums mit seiner massiven und unerschütterlichen Trägheit, seinem Machthunger, seinem Neid und seiner Gläubigkeit. Wie alle anderen Ideen und Kollektive, z. B. „Der Arbeiter“, „Staatsbürgertum“, geht das transzendente Ego des vernünftigen Menschen über jeden seiner sterblichen Vertreter innerhalb der Menschheit hinaus. Es ordnet den Menschen ein in die besondere Gemeinschaft der Anbeter des Denkens und der Vernunft. Jedermann muß arbeiten, jedermann muß seine Jugend durchlaufen und hinter sich lassen, und ebenso muß jedermann der Vernunft seinen Tribut zahlen. Die Aufklärung, das Zeitalter der Vernunft, legte auf diese besondere Bindung des reifen Menschen zu ihrer Göttin das meiste Gewicht. Das Jahrhundert, von dem sie heute abgelöst wurde, ist ebenso

einseitig: Heute herrscht der Gott der Jugend oder der Sachlichkeit oder der Pflichterfüllung. Darum muß heute der Denker seine eigene Vorliebe für den Stamm der Denker klar erkennen, damit er von den neuen Gruppen überhaupt geduldet werden kann. Der Stamm des Denkens und der Logik muß heute Kompromisse abschließen mit den anderen Mächten, die darauf brennen, das Interesse und die Gefolgschaft des Menschen für sich mit Beschlag zu belegen.

Am Himmel der Menschheit ist der Geist zwar ein helles Licht, aber doch nur eines unter den anderen mächtigen und einflußreichen Sternen, deren Führung unsere Schwäche herbeiseht.

Verweisen wir die Vernunft auf den ihr gebührenden Platz als einen unter den anderen Planeten, die ein Menschenleben beeinflussen, dann haben wir den Weg frei gemacht für einen direkten Zugang zu dieser biographischen Einheit Mensch. Wer durchlebt denn alle Phasen von der Wiege bis zum Grab, wer durchschreitet all die mannigfaltigen möglichen Formen eines kollektiven, molekularen oder bipolaren Lebens? All diese Phasen, Aggregatzustände, Mischungen – Kindheit, Arbeit, Spiel, Politik, Augenblickssensationen und Leiden langer Jahre – zu überdauern und zu durchlaufen, das ist die wesentliche Eigenschaft der menschlichen Seele. Eben diese Kraft des Menschen, durch mannigfaltige Situationen, mannigfaltige Existenzformen, mannigfaltige Überzeugungen und soziale Beziehungen hindurch einen Weg zu erkämpfen, das ist die Seele. Durch viele Erscheinungen und Gestalten muß der Mensch hindurch. Es ist schwer für ihn, sich nicht von der einen oder anderen derart aufsaugen zu lassen, als wäre er nur das und sonst nichts. Und gerade dann, wenn ein Mensch irrträglich nur als einer von vielen angesehen wird, in diesen Augenblicken

höchster Gefahr ist es, daß sich seine Seele zu regen beginnt und ihm die Gewißheit gibt, daß er nicht zu seiner Umwelt verdammt ist. Wenn in einer gesellschaftlichen Struktur alles berechenbar erscheinen mag, diese eine Seele ist es nicht.

Die von uns erneut aufgestellte Behauptung von der Existenz der menschlichen Seele führt natürlich zu der weiteren Feststellung, daß sie nichts mit Geist zu tun hat. Freilich sind in den letzten dreihundert Jahren Geist und Seele immerzu völlig durcheinandergeworfen worden. Viele Bücher wurden geschrieben, studiert und zitiert, in denen die beliebte Phrase „Geist und Körper“ mit „Leib und Seele“ abwechselte. Viele Menschen sind einfach nicht imstande, Geist und Seele voneinander zu unterscheiden.

Für eine weitere Feststellung ist ein Rückblick auf Descartes' Jugend nützlich. Wir können feststellen, daß die Kraft, die seine gedankenlose Jugend mit seinem reifen Alter zu verbinden imstande ist, eben seine Seele ist. Sie ist weder das eine noch das andere, sondern eben der Rhythmus, der beide durchdringt.

So erweist sich der Singular am Ende unserer Betrachtung wieder als brauchbar. Die Seele ist es, die den ständigen Wechsel vom Plural zum Dual und zum Kollektiv, die all diese lästigen Veränderungen der Existenzformen und Bewußtseinsinhalte überdauert. Der Mensch hat viele Erscheinungsformen in dieser Welt, aber nur eine Seele. Die Seele ist selbst keine äußere Form, sie ist die Kraft im Menschen, die Tod und Wechsel überwindet und aus Katastrophen und Verwüstung Sinn münzt. Was ist der „Sinn“ einer Sonate? Er liegt nicht in den vielen Tönen noch in irgendeiner Melodie, noch in einer besonderen Harmonie. Und doch kann niemand daran zweifeln, daß

sie eine Eigenart, eine Bedeutung und besondere Einmaligkeit hat.

Der Lebenslauf eines echten menschlichen Wesens umschließt ein Geheimnis, das tiefer ist als die Erfüllung eines Ideals oder eines philosophischen Systems. „Reifsein ist alles.“ Jeden Schritt im Leben zur rechten Zeit tun, das ist die größte persönliche Aufgabe des Menschen, die Aufgabe, die seine Arbeit und seine Leidenschaften ineinander verschränkt, seine natürlichen Bedürfnisse und seine geschichtliche Rolle miteinander verkettet. Der fruchtbare Ackerboden, aus dem der Mensch heranreift, sind die Altersstufen, die er durchläuft. Die ersten zwanzig Jahre sind, wie wir sie beschrieben, nur ein Vorspiel für den Reichtum, den die verschiedenen Altersstufen der restlichen fünfzig Jahre seines Lebens enthalten. Unser Lebenslauf repräsentiert die großen Elementarkräfte. Der Mensch durchläuft wie seine Mutter, die Erde, seine Jahreszeiten, seinen Frühling und seinen Herbst. Wie das Meer hat er Ebbe und Flut. Der Mensch ist vertraut mit Feuer und Luft, mit revolutionärem Schrecken und zarter Dichtung. Der Mensch ist ein Mikrokosmos. Nichts am Himmel wie auf Erden bleibt ihm fremd. Aber anscheinend ist dieser Mikrokosmos mit einem Sinn begabt, der dem Makrokosmos unbekannt ist. Denn er ist es, der die Zeit begründet und Ende und Anfang bestimmt.

Das macht den Menschen zum Ackersmann seines Lebens. „Mein Acker ist die Zeit!“ ruft Goethe. Die Industrie muß, auch wenn sie die Landwirtschaft mechanisiert, den Menschen aufrufen, daß er den einzigartigen Acker „Mensch“ bebaut. Da der Mensch in einer industrialisierten Welt lebt, kann er nur am Leben bleiben, wenn er wie eine besondere Art Acker behandelt wird. Das stellt gleichsam eine Versöhnung

des Ackerbaus mit der Industrie dar, in der freilich Mensch und Natur die Rollen zu tauschen haben. Die Natur wurde zu etwas Chemischem, Elektrischem, Anorganischem. Das menschliche Leben mit seinem Wachstum und Wechsel, mit seiner Dauer von siebzig Jahren muß etwas Organisches werden. Das Zentrum des Menschentums liegt nicht in einer abstrakten Überzeugung oder einem stählernen Willen. Kern unseres Menschseins ist das tiefe Vertrauen, das uns von Phase zu Phase und Alter zu Alter inmitten der uns umgebenden Düsternis geleitet und uns mit wachsender Verehrung die „Metamorphose“ in unserer Natur entdecken läßt. Wenn wir den Menschen in seiner Realität organisieren wollen, wenn wir von der Anstellung einer Arbeitskraft nach Stunden dazu übergehen, die gesamte Lebenszeit eines Arbeiters in der Industrie zu organisieren, dann müssen wir in unsere Rechnung die organischen Veränderungen bei einem Menschen einbeziehen, die Änderungen in seinen Überzeugungen und Ideen, in seinem wirtschaftlichen Geschmack und seinen Werten. Es ist kein angemessenes Ideal, jeden für alle Zeit an ein und denselben Platz zu stellen. Schule, Lager, Fabrik, dezentralisierte Gruppe auf dem Lande müssen einander in vernünftigen Abständen folgen. Kinder sollten auf dem Lande aufwachsen. Stellt man ein junges Paar unter die harte Zucht des „big business“, des großen Geschäftslebens zur Saisonzeit, dann wird es froh sein, sich wieder aus dem Wirbel zurückziehen zu können. Die Lösung muß so geplant werden, daß möglichst viele Menschen durch drei oder vier Umwelten von völlig verschiedenem, ja antagonistischem wirtschaftlichem Charakter hindurchgehen können. Die höchste loyale Hingabe an die Pflicht der einen Periode würde ganz natürlich zur nächsten hinführen. Es ergäbe sich kein Widerspruch

mehr zwischen abstrakten Programmen oder Ideen, vielmehr würde der menschliche Organismus gleich einem Ackerstück, von der Industrie bebaut, seinen Weg mit hoher Bestimmtheit vollenden. Seine offenbare Bestimmung bedeutete dann nicht nur ein Abenteuer im Raum, sondern mehr noch: ein Abenteuer in der Zeit. Jene Siedler, die den Mut zur Überquerung des Atlantik hatten, waren kühn genug, um zwei Leben zu führen, das eine vor, das andere nach der Landung, zwei Leben mit völlig verschiedenen Werten. Ihre Söhne und Enkel müssen lernen, ebensoviel wie ihre Ahnen zu wagen, denn die Grundlage, auf der die Vereinigten Staaten aufgebaut wurden, ist das Faktum einer einmal im Leben unternommenen Überquerung eines Ozeans. Sie waren nicht einfach Europäer, die in die Neue Welt kamen, sondern Europäer, die zu einem neuen Lebensanfang entschlossen waren. Und gerade diese Radikalität, mit der sich ihr Leben änderte, vertiefte die Einheit ihres Lebenslaufes. Sie waren nicht in Fragmente zerspalten, sie wurden zu Persönlichkeiten, lebten mit sich in Frieden. Wie kann eines Menschen Zerrissenheit in Arbeitsteams, Reifungsvorgänge, Liebe und Freundschaften je geschlichtet werden? Solange ein Mensch mit der vollen Kraft seines ersten Tages sich mit seinem Namen rufen hören kann, solange zerfällt er nicht in ein Bündel voller Widersprüche. Denn wird im rechten Augenblick der Name für das Rechte gerufen, so wird der Geist des Menschen wach, seine Glieder regen sich, sein Herz schlägt schneller, sein ganzes Sein wird von neuem Leben durchpulst. Dann wird deutlich, daß wir nicht aus Teilen, nicht aus getrennten Blöcken zusammengestückt sind. Das Gegenteil ist richtig, die latente Einheit verwirklicht sich dann auf ganz verschiedene Weise, wie unsere Hand, unser Geist, unser Herz und

unsere Triebe anzeigen. Der Name eines Menschen wirkt elektrifizierend auf alle seine Glieder, denn nur er allein wird mit diesem Namen gerufen und sonst niemand. So gelangt der Mensch zu sich selbst, weil die Wandlungen seiner Wege das treueste Abbild seiner selbst, sein Lebenslauf sind.

In jeder Phase des Lebens durchlebt er alle vitalen Kräfte seines Seins neu und bestätigt so recht eindrucksvoll die Wahrheit des vierten ökodynamischen Gesetzes. In der Organisation der Arbeit der Menschheit ist „drei gleich eins“. In den Ehen des Menschengeschlechts ist „zwei gleich eins“. In der Nachfolge allgemeiner Ideale, wie der Bruderschaft des Menschen, der Solidarität von Arbeit und Wissenschaft, der Jugend und der Schönheit, sind „alle gleich eins“. Aber all dies hat vor der Majestät der Seele zurückzutreten. Das erlebte Leben der Menschheit beruht darauf, daß der Mensch die Freiheit hat, zu sagen: „Eins gleich eins.“

Jahrhundertlang war Amerika die Grenze der abendländischen Zivilisation. Als Europas Neue Welt konnte es sich verlassen auf das Elixier für den Singular des Menschen, das in den „Wanderjahren“ beschlossen liegt. Dies Elixier des menschlichen Herzens machen uns die Dichter Europas erst jetzt bewußt.

Jean Giraudoux beschreibt in seinem Drama „Siegfried“, Paris 1928, einen Soldaten des Weltkriegs, der infolge eines Kriegsschocks die Erinnerung an sein französisches Vorleben verloren hat und im Nachkriegsdeutschland zum Politiker wird. Als seine Doppelbindung entdeckt wird, verlangt man von ihm, daß er eine klare Entscheidung fällt für die eine seiner beiden Bindungen, für Frankreich oder für Deutschland. Und Siegfried gibt, als entdeckte er einen neuen Erdteil für die menschliche Seele, diese unerwartete Ant-

wort: „Ich will versuchen, beide Namen und beide Schicksale, die mir ein Zufall verlieh, mit Ehren zu tragen. Das Leben eines Menschen ist kein Wurm, bei dem es genügt, ihn in zwei Hälften zu teilen, damit jeder Teil wieder ein vollkommenes Ganze werde. Es gibt kein Leiden, das so widersprüchlich, keine Erfahrung, die so feindlich ist, als daß sie nicht eines Tages in ein einzelnes Leben verschmelzen. Denn immer noch ist das Menschenherz der mächtigste Zeuger neuer Mischungen. Ich weigere mich, Gräben aufzuwerfen quer durch mein eigenes Selbst. Ich gehe nicht nach Frankreich zurück wie die letzten Kriegsgefangenen aus den deutschen Gefangenenlagern. Ich kehre zurück als der erste, der erfüllt ist von einer neuen Wissenschaft oder einem neuen Herz.“

„... Eine neue Wissenschaft und ein neues Herz“ — sollte nicht das die Frucht von dreißig Jahren weltweiter Erschütterungen sein?

Die alte Wissenschaft vom Menschen beging den verhängnisvollen Fehler, den Menschen selbst als unveränderlich oder aber als völlig unbestimmbar zu behandeln. *Der Mensch ist niemals eines allein.* Er ist und bleibt „etwas plus noch etwas“. Wir fanden ihn verstrickt in ein immerwährendes Versteckspiel zwischen mehreren Konstanten. Bei seinem Kampf ums Dasein paßt er sich teilweise der einen oder anderen dieser Konstanten an. Die Gesetze der Ökodynamik bestimmten diese Konstanten als Plural, Kollektiv, Dual und Singular.

So kann eine neue Wissenschaft von den Konstanten errichtet werden, ohne die Freiheit des menschlichen Herzens zu verletzen.

Zwischen der Diktatur über genormte Massen und der Anarchie ungegliederter Individuen hindurch muß die neue Wissenschaft ihren Lauf nehmen. Ihr Kompaß ist

die Einheit des menschlichen Herzens, aber ihr Gegenstand ist die Vielgestaltigkeit des Menschen. Erst den vielen Gestalten entsteigt die volle menschliche Gestalt im Laufe der Zeit, aus den siegreich bestandenen Zeiten seines Lebenslaufs.

Der Formenreichtum der Gesellschaft

Wenn wir von den vielen Zeiten der Produktion, der Politik, der Leidenschaften, der Biographie ausgehen, enthüllen sich die Bruchteile der sogenannten Menschen in ihrem Wechsel. Die Fülle der Gestalten, unter denen wir einander vorkommen und erscheinen, wird durchschaubar.

Der alte Proteus, die ewige Verwandlungskunst des Menschen, das „Kleider machen Leute“ brauchen uns nicht zu verwirren. Denn wir erkennen nunmehr in der Vielgestalt der Formen eine grammatische Ordnung. Daß es Mehrzahl und Einzahl in der Grammatik der Schule gibt, hat uns ja auch nie verwundert. Mit dem Komparativ und Superlativ, der Konjugation und Deklination haben wir immer gerechnet.

Die Bruchrechnung, die wir hier aufgemacht haben, hat nur einen Schritt über die übliche Grammatik hinausgetan: sie hat sie vom Zufall gereinigt. Wir haben erkennen müssen, daß es nicht nur den Plural oder den Singular gibt. Der Kollektivus („Die“ Jugend und „Die“ Arbeit und „Die“ Frau) ist uns als ebenso unabdingbare grammatische Grundfigur entgegengetreten. Weil die Schulgrammatiken sie nicht in voller Gleichberechtigung behandeln, haben wir sie neu entdecken müssen. Aber das heißt nicht, daß es sie nicht immer gibt und gegeben hat und geben muß.

Mit dem Kollektivus ersetzen wir das Kollektivum. Denn der Kollektivus ist eine vorübergehende grammatische Figur. Das Kollektivum ist eine Beleidigung des einzigartigen Menschen. Die Grammatik ist also menschlicher als die Dogmatik. Aus dem Kollektiv komme ich nirgends heraus. Der Kollektivus ist eine vernünftige Notwendigkeit meines Verhaltens.

Neben dem Kollektivus muß sich der Dual wieder durchsetzen. Er ist auch in unseren Schulbüchern verkümmert: „Zwei“ und „Beide“ werden wohl als Sonderformen erwähnt. Aber wir haben den Dual als ein ganzes Weltbild ermittelt, genau wie Singular und Kollektivus und Plural. Von allen diesen Figuren her läßt sich die Welt ansehen und ordnen, freilich jedesmal für eine andre Aufgabe. Im Plural kann man arbeiten, aber keine Kinder erzeugen. Im Kollektiv kann man Politik treiben, aber nicht produzieren. Im Dual kann man die Welt erneuern, aber nicht berühmt werden.

So ist also die Nebenfrucht dieses ersten Teils ein besseres Verständnis für die Sozialgrammatik. Diese ist tiefsinniger als die Grammatik der Schulen. Denn sie verteidigt den freien Wandel der Menschen gegen die Dogmen der Philosophie oder der Theologen. Jede Gestalt des Menschen, so zeigt sie, ist nur ein Bruchteil seiner Größe im Ganzen der Gesellschaft.

Und mindestens vier Bruchteile kennen wir nun: Plural, Kollektivus, Dual und Singular.

DIE WIRTSCHAFT IM GROSSEN UND GANZEN

Partner — Bruder — Stern

Jüngst erschien im Feuilleton einer Zeitung ein glänzender Essay, betitelt: „Deutsch-französische Partnerschaft des Geistes“.

Wenn man eine alte Wahrheit lebendig machen soll, dann muß man sie mit neuen Worten ausdrücken. So scheint es mir mit dem heute so beliebten Worte Partner zu stehen. Partner und Partnerschaft sind von Ernst Michel für das Verhältnis Gottes und der einzelnen Seele machtvoll angerufen worden. Zu Partnern hat Oetinger die bisherigen Objekte der Erziehung befreien wollen, und so hat sein Buch „Wendepunkt der politischen Erziehung“ den Untertitel: „Partnerschaft als pädagogische Aufgabe“. Auch im Betrieb unserer Fabriken und Büros meldet sich der Anspruch auf Partnerschaft. Und wieviel ist da noch zu tun.

So könnte man sich dieser Heraufbeschwörung uralter Beziehungen nur freuen. Und doch muß ich an den Augenblick denken, in dem vor vielen Jahren mir eine Ehefrau von der Ehe als Partnerschaft sprach. Da kriegte ich einen heillosen Schrecken. Es schien mir, als ob die Umbenennung von Ehemann und Ehefrau, von Bräutigam und Braut in die zwei Partner absichtlich den tiefsinnigen Unterschied der Geschlechter verwischen solle. Das Herrliche an der Ehe ist doch der Friede der unsäglich entzweiten Geschlechter. Die Vergewaltigung des Weibes und die Entmachtung Simsons durch Dalilah, das sind doch die Vernichtungskämpfe

der Männer und der Weiber, angesichts derer der Klassenkampf oder der Krieg zu bescheidenen Streitigkeiten herabsinken.

Es liegt also wohl so, wie auch in anderen Fällen, wo der neue Name versteinerte Wahrheit flüssig machen soll: als Anfang ist das neue Wort nützlich. Ich bejahe den Ausdruck Partnerschaft, aber er darf nur ein Anfang sein. Die Ehegatten sind Partner und mehr als Partner. Diese Doppeldeutigkeit drängt hervor, sobald man mit dem Gebrauch des Wortes Partnerschaft ernst macht. Der Mensch ist der Partner Gottes, aber das ganze Menschengeschlecht ist auch die Braut Gottes und Gott der Bräutigam. Das Kind ist ein Partner des Lehrers, aber der Lehrer ist auch der Erbe der Vergangenheit und der Schüler der Ahnherr der Zukunft. Für den Bereich des Betriebes möchte ich das noch etwas näher ausführen, denn sonst bleibt hier das Stichwort der Partnerschaft unter Umständen eine Ausflucht, um die Schritte zur Verwirklichung nicht bis zu Ende zu gehen. Im Betriebe gibt es den Arbeiter nicht, so wenig wie es Gott gegenüber den einzelnen Menschen gibt. Gott hat den Menschen geschaffen, in dem wir alle nur eingegliedert selig werden können: wir werden durch einander zu Menschen, indem wir mit-einander sprechen und wirken. „Der Mensch“ im Singular ist eine Fiktion des Humanismus. Im Betrieb ist es noch deutlicher, daß dem Unternehmer nicht der Arbeiter gegenübersteht und ebensowenig die Gewerkschaft, sondern die Betriebsgruppe, die im Werkstatt- und im Schichtwechsel solidarisch für einen Arbeitsgang aufkommt. Der Partner ist also hier eine Mehrzahl von Menschenkindern. Erst dank ihrer Eingliederung in einen Arbeitsgang werden sie fähig, zum Partner des Unternehmers sich zu verbrüdern. Unter dem Oberflächenwort „Partner“ liegt also der bunt-

farbige Reichtum einer aus Not entsprossenen Partnerschaft verborgen. Dieser verborgene Reichtum war einst selbstverständlich. Heut ist er verblichen.

Eva oder die Folgen der Arbeitsteilung

Offenbar ist Partnerschaft entweder eine uralte Sache oder ein auferlegter Schwindel. Denn unmöglich kann eine menschliche Grundeigenschaft heute zum ersten Male entdeckt werden.

Wenn aber das uralte ist, wessen heut mit einem Male der Mund übergeht, dann muß von uns zweierlei erklärt oder herausgefunden werden: Erstens: in welcher Weise haben die Alten hiervon gewußt und gesprochen? Zweitens: wie konnte dieses Wissen eine Zeitlang vergessen werden?

Wir wollen den zweiten Punkt zuerst aufblenden und beantworten. Es ist allerdings etwas geschehen. Durch einige Jahrhunderte hindurch bestand eine Verblendung. Die Aufklärung aller Philosophieprofessoren hatte ein Interesse, den Menschen ohne die Folgen der Arbeitsteilung als den Normalmenschen auszugeben. Aus ihren Schulen kamen Freidenker, Individuen, Studenten, Gebildete. Und ihnen allen war es eingetrichtert worden, daß der Kopf des Menschen durch seine soziale Tracht oder Klasse nicht abgewandelt werde. Erst seit Karl Marx wird die Arbeitsteilung wieder ernst genommen. Aber Marx hat das Wort Partner nicht anerkannt. Und so klappt sogar bei ihm noch eine weite Lücke gegen die allgemeinste Tradition des Menschengeschlechts in Sachen Partnerschaft.

Wir also wollen einen Augenblick uns von den Schulbänken der Hörsäle erheben und wollen uns fragen,

ob seit zehntausend Jahren niemand das Pro und Contra der Partnerschaft seinem Denken zugrunde gelegt hat. Wenn dem so wäre, dann wäre die heutige Partnerschaft, wie gesagt, ein ebensolcher Rummel wie die Gruppenmechanik und ähnliche Laboratoriumsexperimente. Der wirkliche Mensch kann sich mit seinem wirklichen Leben auf kein Experiment einlassen.

Nun, die Bibel nennt die Partnerschaft oder die durch sie uns befallende Milieutheorie die Ursünde. Durch die Arbeitsteilung, so zeigt sie, werden wir jeden Tag neu in die gesellschaftlichen Irrtümer verflochten. Denn da wir nicht als einzelne, sondern als Männer und Weiber existieren, so müssen wir uns zu immer neuen Gruppen vereinigen, um auch nur das kleinste Ding zu meistern. Diese Vereins- oder Assoziationsbildung verkrüppelt unsere innere Freiheit und Verantwortlichkeit, und wir heulten mit den Wölfen.

Die „Assoziation“, jede Arbeitsverbindung – und wir kommen um sie nie herum – ist einerseits unentbehrlich, andererseits uns abträglich. Nie dürfen wir unsere Kraft zur Dissoziation einbüßen. Denn dann würden wir Gott weniger gehorchen als den Menschen. Das lehren übereinstimmend die Bibel und Karl Marx. Beide sehen, wie leicht wir die Assoziation, d. h. die Arbeitsteilung, Herr über uns werden lassen.

Diese biblische Lehre von der Ursünde wird von den Philosophen und von der Aufklärung seit langem lächerlich gemacht. Auf ihren Schulbänken sitzen allerdings bloß Köpfe, und der Kopf schwebt außerhalb der Arbeitsverbindungen und Betriebe; im Hörsaal kann man die Geschichte ohne die Arbeitsteilung als Sieg der Vernunft oder als Wille zur Macht oder als Untergang des Abendlandes ausdeuten. Denn es kommt ja nur auf die Königsherrschaft der Philosophie, des Liberalismus hinaus. Der freie Unternehmer wurde der

Abgesandte aus dem Hörsaal in die Gesellschaft. Er wurde als Freier, Liberaler, Robinson Crusoe, Émile, Cartesischer Denker der Normalmensch. Da weder den Philosophen noch den freien Unternehmer die Arbeitsteilung einzuschlucken schien, so mußte die biblische Quelle für die Milieutheorie und für den Fluch der Arbeitsteilung umgedeutet werden. Die Quelle ist das Kapitel in Genesis über den Fall. Die liberale Kritik der Bibel macht sich über diesen Bericht lustig. Sie las aus ihm eine dunkle Anspielung auf den Geschlechtsverkehr zwischen Adam und Eva heraus. Und lachte daraufhin um so lauter.

Zweihundert Jahre dieses liberalen Hohns verhindern sicher manchen Leser meiner Schrift, in der Bibel das zu lesen, was da steht. Ich fühle ihnen das nach. Denn die vereidigten Sachverständigen, Wellhausen, Gunkel, Noth usw., sind ja die höhnvollsten Leser jenes Bibeltextes. Diese liberalen Kritiker trugen selber das Ideal des arbeitsfreien, ungeteilten Individuums, des Akademikers, in ihren Herzen. Deshalb waren sie wohl durchaus gutgläubig, wenn sie über die Sätze der Genesis wegliesen und nirgends merkten, daß jeder vom Weibe Geborene in der gleichen Lage wie Adam und Eva sich vorfindet.

Trotzdem steht das mit dürren Worten in der Bibel. Aber ich bilde mir nicht ein, die liberalen Leser im ersten Anprall von ihrem Urteil über die Erbsünde abzubringen. Wenn ich trotzdem die Urtradition wiederherstelle, so bin ich dazu auch ohne Rücksicht auf den Erfolg bei diesen Lesern gezwungen. Denn ich muß auch mir selber eine Erklärung liefern, weshalb unsere Frage der Arbeitsteilung erst von Marx entdeckt worden sein soll. Nur wenn ich mir sagen darf: „Er hat sie wiederentdeckt“, darf ich ihm glauben. Deshalb also mache ich auch das heutige Partner-

geschwätzt erst ganz glaubwürdig, wenn ich sage, die Alten haben die Arbeitsteilung nie übersehen. Nein, sie haben sie in das Herz ihres Glaubens gesetzt. Also was steht geschrieben? Die Bibel legt uns auf unsere Bestimmung von vornherein fest. Daher gibt sie die *Condition humaine* gleich zu erkennen, sobald sie eben überhaupt von der Existenz der ersten Menschen auf Erden handelt. In diesem ersten Augenblick hat der Mensch eine Werkgenossin, eine Gehilfin. Diesen Ehrentitel gibt ihr die Schrift. Das Sexuelle interessiert den Schreiber gar nicht, sondern Eva, die Gehilfin, steht für alle Arbeitsteilung und jede Gesellschaftsordnung. Wie anders sollte die Arbeitsteilung und Partnerschaft denn als Grundgesetz verankert werden? Die Feigheit des Milieuprodukts Mensch ist eben mit jedem Milieu gegeben. Ob ich mich hinter die öffentliche Meinung verschanze, „Jeder sagt so“, oder hinter meine Frau und diese wieder hinter ihre Hausschlange, kommt auf eines hinaus. Jedes Milieu befreit seine Insassen von der persönlichen Verantwortung. Adam entweicht aus dem Plural in das Kollektiv.

So wichtig aber ist der Bibel eben diese tagtägliche Wirkung der Arbeitsteilung, daß sie von ihr im ersten Atemzug schreibt. Wenn aber im ersten Atemzug von dieser Schwäche durch Assoziation die Rede sein sollte, dann mußte sie sich an dem baren Minimum von Assoziation in der Urmenschheit bereits nachweisen lassen. Es ist die Großtat der Bibel, daß ihr diese Vereinfachung gelungen ist. Denn, so sagt sie mit Recht, schon die Hälftelung in die zwei Geschlechter birgt das Geheimnis von Herrschaft und Dienst, Leitung und Angestelltem, Kapital und Arbeit. Alle Klassegegensätze sind Abschwächungen, Schattierungen des Geschlechtergegensatzes. Denn schon durch ihn sind wir aufeinander für den kleinsten Werkerfolg angewiesen. Wo

aber Mehrzahl von uns erheischt wird, da trachten wir, in die Kollektive zu flüchten.

Wo wir das erfahren, da verfallen wir dem Milieu und verschanzen uns hinter seine Sitten.

Also nicht der Sexus, sondern die Arbeitsteilung bringt den Herrn Adam zu Fall, der sich hinter seine Angestellte verschanzt, wie die deutschen Tabakfabrikanten ihre Arbeiter vor den Reichstag zu schicken pflegten, um sie für höhere Zölle demonstrieren zu lassen.

Wegen dieser Drückebergerei jedes hinter jedem schämen sich die Beteiligten und stecken sich in die schützenden Kleider des Milieus. Der Mißbrauch der Arbeitsteilung durch die Gruppenglieder Adam und Eva führt also zu ihrer Einbettung in ihr Milieu und damit zu der Vergesellschaftung der Arbeit in dem Gebot: „Im Schweiß eures Angesichts ...“ Die drei Tatbestände: Eva heißt die Gehilfin Adams. „Keiner will es gewesen sein.“ Wie der Finger Gottes sie einzeln herausfindet, schämen sie sich, und der Abschluß: Die Arbeit wird nun euer Gliederungsprinzip bleiben, beweisen, daß die Bibel in Adam und Eva nicht Freude Lust, sondern volles Menschentum hineinliest, die ewigen Gebote der Arbeitsteilung und der Gruppenabschüttlung.

Es ist aber gerade der beste und tugendhafteste Mensch, dem sich die Solidarität zur Schanze aufwirft. Hinter ihr verschanzt sich Adam; hinter ihr verschanzt sich Eva. Gott findet niemanden, der sagt: Ich allein bin dafür verantwortlich. Gott findet also die Kraft zur Gruppenabschüttlung erloschen.

Gruppenabschüttlung, das ist die Freiheit, neue Arbeitsteilungen, andere Verbände hervorzurufen. Bei Marx ist das die revolutionäre Kraft des Proletariats; denn es gibt keine eingefleischten Interessen angesichts der

nächsten Aufgabe, es soll keine geben. Der Konflikt des eingefleischten Interesses – der „Vested Interests“, der bekleideten Interessen, wie sie biblisch und englisch heute noch heißen – mit dem Ruf nach persönlicher Entscheidung ist das einzige würdige Thema unseres Geschlechts. Wer trotz seiner Verbildung noch imstande ist, diese Erfahrung an sich selber tagtäglich zu machen, der weiß, daß die Bibel und Marx hier am selben Strang ziehen: beide fordern, daß sich in jeder Seele die Kraft zur Arbeitseingliederung und zur Gruppenabschüttlung die Waage halten müssen. Die Liberalen sind an beiden Kräften gleich uninteressiert, denn sie sprechen beiden jede Kraftleistung ab. Für sie ist die Freiheit immer da. Wir aber arbeiten bekleidet in unserem Milieu und stehen nackt vor Gott.

Um uns jede Illusion zu nehmen, als könne uns die Spaltung erspart werden, setzt die Bibel sie sogar in unseren Leib hinein. Deshalb also steht Eva für alle Gehilfen, alle Mitarbeiter und die ganze Belegschaft des modernen Betriebes. Die Partnerschaft ist gut, wenn sie vorübergeht. Sie ist schlecht, wenn wir sie nirgends überragen.

Die Arbeitsteilung verwendet die unmündigen Menschen; die Gruppenabschüttlung wird von mündigen Menschen angewendet. Jeder von uns ist beides. Niemand ist nur mündig oder nur unmündig. Wieder stehen darin Marx und Bibel gegen den Liberalen, der sich einredet, der Mensch sei in jeder Hinsicht frei, in der Arbeit so gut wie in Gedanken. Wegen der Betonung der Gruppenabschüttlung ist die Partnerschaft zu kurz gekommen.

Für den unverbildeten Menschen ist es, denke ich, ganz selbstverständlich, daß wir erst dank Arbeitseingliederung uns finden und erst in dieser Erfahrung der Mitgliedschaft in der Gesellschaft mündig werden. Wie

beneiden doch viele Stadtleute die Jungen, die auf dem Lande in einer Bauernwirtschaft aufwachsen konnten, aus eben diesem Grunde. Erst wenn wir einen Arbeitsauftrag bewältigen können, darf das vielgebrauchte Wort Verantwortung auf uns angewendet werden. Denn erst dann können wir Rede und Antwort stehen und wissen, was wir tun. Wer es nicht schon getan, weiß nicht, was er tut.

Also niemand lernt Verantwortung durch Denken. Sondern er lernt sie, indem er zunächst die bisherigen Antworten weitergibt. Er nimmt an einem Betrieb oder Kreis von Arbeiten mit teil, ob nun in der Familie oder im Betrieb oder in der Schule oder im Heere. Heute leiden wir unter einem überreichen und unverdauten Gebrauch des Wortes Verantwortung, so als ob der einzelne überhaupt fähig wäre, für das ganze Leben der Welt Verantwortung zu übernehmen. Das ist Größenwahn. In der Fabrik ist es auch Größenwahn, den einzelnen Lohnempfänger für die Produktivität des Betriebes verantwortlich zu machen. Gewiß hält die handwerkliche Ehre viele dazu an, eine vollkommene Leistung zu erstreben. Aber auf dies Wunder der Seele, die spricht: „Pfuschen kann ich nicht“, kann der Betriebsleiter nicht rechnen. Er muß die Lage seiner Belegschaft zu Ende denken, und da muß er zugeben: Der einzelne schämt sich vor seinen Kollegen jedes Übereifers: der einzelne will möglichst hohe Bezahlung für möglichst geringe Mühe. Deshalb also ist der Eingestellte als solcher nicht der Partner im Betriebe. Darauf hat Franz Schürholz in seinem „Arbeitspartner“ (Düsseldorf 1950) schon so beredt hingewiesen, daß bei ihm der Partner den Eingestellten nicht bloß als neue Vokabel ersetzt; bei Schürholz tragen gestufte Ordnungen die Partnerschaft als Krone. – Der Partner im Betrieb ist die von der unerbit-

lichen Ordnung der Produktion nach dem jeweiligen Stande der Technik geforderte Gruppe. Auch auf der anderen Seite dieses Ehebandes, auf der Seite des Unternehmers, kann ein Direktorium statt einer Einzelperson stehen. Trotzdem wird in den meisten Fällen der männliche Partner des Betriebsbundes eine Einzelperson sein und bleiben müssen.

So also sehen in unserer Erfahrung die Partner aus. Aber die mit sich selbst zerfallenen Liberalen sehen noch immer nur einzelne, Atome von Arbeitern, wohl weil sie selber gar entwurzelte Intellektuelle sind und die Brüderlichkeit der Gruppen in der Arbeitsteilung nicht am eigenen Leibe erfahren. So romantisieren sie das Atom „Arbeiter“ zum Partner hinauf, obgleich diese Atome nur in den Molekülen der Betriebsgruppen zu finden sind. In der Jagd nach dem „Partner“ spielen sie also mit diesem Namen. Die Scheidung der Geister führt daher zwischen dem spielerischen und dem ernstesten Gebrauch des Namens „Partner“ mitten hindurch. Wenn wir es auf die leichte Achsel nehmen, so handelt es sich um eine Art Katzbalgerei; in der Völkerfamilie, in den Volksschichten, in dem Verhältnis von Dorf und Stadt und vor allem im Betrieb balgt sich alles heut um den Namen „Partner“. Die Ernstesten wollen eine neue Erfahrung damit „feststellen“. Die Politiker aber wollen daraus Vorteil ziehen. Es ist eine seltsame Tatsache, daß jede neue Erfahrung sofort karikiert wird. „Als noch den Boden Palästinas das Blut der ersten Zeugen rötete“, schreibt ein Kirchenvater entrüstet, trat schon die erste Karikatur des Heiligsten auf: Simon Magus gab eine Dirne für die wahre Himmelsbraut aus. Und mit ihr erregte dieser Gnostiker mehr Aufsehen als die kreuztragenden Apostel mit ihrer Keuschheit.

Der Name „Partner“ droht heute karikiert zu werden.

Wir können aber die Scheidelinie ein jeder in sich selber ziehen. Wenn immer wir die Partnerschaft machen und ausdenken wollen, und solange wir sie predigen und von ihr reden, ist es uns nicht Ernst. Sobald wir aber anerkennen, daß wir uns bereits in ihr vorfinden, werden wir aufhören, von ihr zu reden und statt dessen unsere Partner auf die Existenz dieser Partnerschaft ansprechen. Als ich die Partnerschaft im Betrieb 1922 in meiner „Werkstattaussiedlung“ der Betriebsgruppe zusprach, da hatte ich das Los einer solchen Gruppe durch zwei Jahre geteilt⁴⁾. Aber 1952 begegnet mir ein Faschist, der die Partnerschaft des einzelnen Arbeiters beschreibt, aber keines einzigen einzelnen Arbeiters Freund ist.

Partnerschaft ist uns längst im Größten wie im Kleinsten passiert. Die europäischen Nationen zum Beispiel, ob „Sieger“, ob „Besiegte“, haben nur Zukunft, wenn sie von der Partnerschaft in ihrer entsetzlichen Lage ausgehen. Denn Partnerschaft heißt ja Gegenseitigkeit. Diese Gegenseitigkeit aber erkennen die Völker dadurch an, daß sie aufhören, von *dem* Russen, *dem* Amerikaner, *dem* Deutschen zu reden. Denn wechselseitig müssen sie sich werden, weil sie längst Partner sind. Was geschieht dann? Nun, in der Wechselseitigkeit werden die Rollen unausgesetzt vertauschbar. Wenn das Scherzwort von dem Ringkampf sagt, „bald lag ich unten, bald lag er oben“, so bleibt auch der Scherz noch an die Wahrheit gekettet, daß die Vorgänge hin und her wogend wechseln müssen, wenn Partnerschaft obwaltet. Auch in der Ehe müssen die „Partner“ umschichtig zu Worte kommen.

Partnerschaft wird also nie ausgedacht. Sie ist vielmehr daran zu erkennen, wo sie zu finden ist. Ich würde gerne eine Rhapsodie auf die Partnerschaft zwischen Rußland und USA anstimmen. Es würde ein großes

Lied werden, so groß wie die Eumeniden des Aischylos, und wenn mir die Völker lauschten, so würde diese Rhapsodie auf Orestes und Iphigenie den dritten Weltkrieg verhindern. Denn jede Entdeckung einer Partnerschaft bringt den Frieden: der Partner ist nämlich die uns im Laufe der Technik, der Kriege, der Leiden-schaften, der Geschichte auferlegte Konstellation. Sie kann weder gemacht noch willkürlich erfunden werden durch fromme Wünsche. Aber eines Tages kann es uns wie Schuppen von den Augen fallen: Herrgott, wir sind ja Partner. Ich glaube fest, daß die beiden Weltkriege eben diesen Sinn haben: Völker, die sich vorher für Individuen hielten, wurden einander als Partner enthüllt. Das Ganze der Welt enthält sie nun bereits kraft gegenseitiger Leistung. Nur die gegenseitige Ansprache muß noch hinzutreten, um diese Partnerschaft auch anzuerkennen. Die Betriebe ihrerseits entsprechen auf der Stufe der Arbeit den Völkern. Jeder Betrieb ist eine bereits bestehende, nun aber anzuerkennende Partnerschaft. Diese hat nichts mit dem Willen des Intellekts zu tun; dieser denkt von Individuen aus und konstruiert die Welt aus Individuen. Die notwendigen langsamen Schritte der Produktionsordnung — Fortschritte nennen wir sie etwas kühn — gliedern unsere Arbeitskraft unaufhörlich neu zu Angehörigen einer fortlaufend produzierenden, einer in Technik umgewandelten Natur. Darauf sollen wir hören lernen, damit der Gegenseitigkeit unserer Hände die Zugehörigkeit der Köpfe entspreche. Nicht predigen läßt sich die Partnerschaft, wie das die heutigen Gnostiker, die Faschisten, tun. Vielmehr müssen wir sie anerkennen, auf uns nehmen und ihren unerschöpflichen Reichtum ausmünzen. Wer zum Beispiel im Betrieb die Partnerschaft wahrnimmt, der wird sogleich auf die Solidarität in der Betriebsgruppe stoßen, auf

diese wundersame Brüderlichkeit, an der das Taylor-system, die Zeitstudie, die Leistungsprämie, die Kleinaktie und alle atomistischen Heilspläne scheitern. Er wird mithin den Partner im Betrieb, in der Gruppe am Werk sehen. Aber ihm wird nun diese Brüderlichkeit nicht genügen. Denn über der bloßen Brüderlichkeit der Arbeiter unter sich erhebt sich die Geschwisterlichkeit. Diese beruht auf einer Beseelung, die erst dank freier Anerkennung vollziehbar wird. Die Brüderlichkeit ist naturhaft. Aber die Geschwisterlichkeit ist eine Leistung, die aus der anerkennenden Nennkraft, dem Logos, fließt. Denn sie erhebt sich ob der Anerkennung des feindlichen Geschlechts, in Weib und Mann, in Unternehmer und Arbeiter. So hatte ich zuviel Angst, als ich erschrak, daß Braut und Bräutigam Partner seien. Denn allerdings muß es auch zwischen ihnen dazu kommen können, daß er ihr zuruft: „Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.“ Das Portal „Partnerschaft“ öffnet sich eben nicht in eine einzige Ruhestellung. Es lädt uns zu einer Fülle von Gängen ein und erschafft eine höhere Gliederung oberhalb derer, die sich auf den ersten Blick ergibt. Wo immer Partnerschaft anerkannt wird, ist damit ein Prozeß in Lauf gesetzt. „Partner“ ist eben kein Begriff. Denn das Wort wird nicht vom Partner abgewendet (abstrakt) begriffen, sondern es wird unter Zuwendung zum Partner aufgegriffen. Es spiegelt ein gläubiges Ergriffenwerden von dem Prozeß, in dem wir uns gegenseitig immer vollständiger erkennen. Es entspringt aus der Zeugungskraft allen Lebens, der Nennkraft des Logos, in dessen Namen wir einander verstehen. So führt die Reise von der allgemeinen Anfangsstation „Partner“ jedesmal tiefer in uns selber und gleichzeitig immer weiter in die Welt hinein. Denn als Anwälte und Sachwalter der zu Produktivität um-

gewandelten Welt entdecken wir in uns gegenseitig immer neue, wenn auch wandelbare Aufträge und Rollen. Diese sprechen wir einander ausdrücklich zu.

Worauf es ankommt, ist die Erkenntnis, daß so, wie es Sternennebel gibt, die zusammen einen Stern bilden und als solcher Stern mit anderen Sternen eine Konstellation bilden, daß in eben solcher Weise Unternehmer und Betriebsgruppe „konstellieren“. Unsere Phantasie wird sich dahin ausbilden müssen, Mehrheiten in beide Brennpunkte der Ellipse „Mensch“ hineinzusehen. Es ist heute viel von dem Menschenbild die Rede, und dahinter steht immer noch die Fiktion des Humanismus, daß der Mensch mit seinem Palmenzweige an Gottes Stelle treten solle. Da es aber, wie gesagt, *den Menschen nie gibt*, so sind wir Menschen alle Teile von Konstellationen. Diese rätselhafte Fülle der Sternbilder am Himmel hat für mich persönlich genauso wie für die frühe Kirche den tröstlichen Sinn, daß auch wir Menschen eine solche Fülle von Sternen sind. *Der Partner* ist also nur ein erster Schritt, damit wir die Lust zu immer neuen Konstellationen aufbringen und das Verständnis für die Sternbilder entwickeln, in die uns die Arbeit an der Schöpfung täglich neu hineinstellt. O wenn wir alle, wir Angestellte und Gestellte, unser Hineingestelltsein in den Reigen eines Firmaments uns zuerkennen.

Gestirne und Combines

„Es muß spät sein“, sagte ein junger Schweizer im Hochgebirge zu mir, als wir zur Weihnachtsmesse durch den Schnee stapften, „denn der Orion steht so hoch.“ In unsern Fabrikstädten sind die Sterne aus-

gelöscht, und von Sternbildern weiß fast nur noch der Mythologe. Wer aber am Himmel die Sterne zu Sternbildern nicht mehr gruppiert, der wird erst recht nicht darauf kommen, daß wir auf Erden uns zu Sternbildern, zu Konstellationen gruppieren sollen.

Weshalb ist es also trotzdem kein müßiger Luxus, uns Menschen in unseren Arbeitsgängen als Konstellationen anzusehen? Vom Standpunkt derer, die ein totes Weltall durch ihre Fernrohre anstarren, wird nichts Menschliches am Himmel sichtbar. Kant hat zwar die Erhabenheit des gestirnten Himmels über sich anerkannt, aber doch wohl nur als das *totaliter aliter*, das auf andere Maße und andere Regeln zugeschnittene fremdartige Gesetzeswerk.

Ich bleibe aber bei dem Schluß des ersten Teils beharrlich stehen: Die jetzt ja schon europäische Epidemie, alles und jedes Sozialrätsel mit der Vokabel „Partner“ zu lösen, wird mit Unfruchtbarkeit geschlagen bleiben, wenn wir die Partner doch wieder in die bloß vereinzelt Atomindividuen des 19. Jahrhunderts zurücklügen. Wenn 2 400 Millionen Partner die Erde bevölkerten oder 350 Millionen Partner Europa, dann wären wir so klug und so töricht wie zuvor.

Zwischen der Gesamtzahl bloßer Massen und dem entwurzelten einzelnen gibt es kein Leben. Der jeweilige Partner aber am Sternenhimmel der Menschheit ist gerade kein Individuum, so sagten wir: er ist eine durch Hand-in-Hand-Arbeiten konstituierte Gesamtfigur, eine „Interindividuale“ der Hände dank ihrer technischen Konstruktion ihres Gefüges. *Arete* ist ja die griechische Vorstellung des Verfügtseins, des In-den-Kosmos-eingepaßt-Seins. Das ist mehr und echter als die heute beliebte Prahlerei, sich gut anzupassen. *Aristos, ritus, arete* sind Gefüge-Vorstellungen: in der *Arete* bin ich nicht angepaßt, weil ich in ein Gefüge

eingefügt bin, als dieses Gefüges Glied und Komponente. Gerade unangepaßt an Fremdartiges bin ich alsdann. Denn die anderen Komponenten fügen sich ja mir ebenso wie ich ihnen.

Die Ansprache eines Menschen auf seine Fähigkeit zu konstellieren, rettet gegenüber der uns mechanisch mißverstehenden Anpassung unsere eigene Mitteilung an das Ganze; unsere eigene Ansprache an die anderen ist ebenso wirksam wie die ihre an uns, wo *arete*, Verfügung, gelingt, auf Erden wie im Himmel. Im Ritual — dieselbe Wort-Wurzel wie *arete* — fühlen wir uns wohl.

Ein Zwischenglied mag den nächsten Schritt erleichtern. Als ich den 1952 im New-Yorker Exil verstorbenen Biochemiker Eduard Strauß einmal im Georg-Speyer-Haus in Frankfurt besuchte — es wird 25 Jahre her sein —, sagte er zu mir: „Eben mache ich für den ‚Abderhalden‘ einen Beitrag fertig, in dem ich mit dem Begriff des Moleküls nicht durchkomme. Ich habe die Vorstellung einführen müssen, daß die Atomgruppen eine „Konstellation“ eingehen. Denn in die Konstellation geht die Qualität des Zeitpunktes mit ein; nur in einem bestimmten Zeitpunkte können die Elemente gerade so aneinandergeraten.“ Also im Lebendigen kommt es gerade auf den Zeitpunkt an. Wenn das schon dem Biochemiker aufging, dann sollten das auch die Gruppensoziologen endlich beherzigen. Sie ignorieren es leider. Lebendige Gruppe aber wird nicht durch Gruppenmechanik und durch Gruppendynamik gemeistert, auch wenn der verstorbene Kurt Lewin die experimenthungrigen Soziologen Amerikas und der westlichen Welt auf diese Straße vorwärtsgestoßen hat. In einer echten Gruppe gibt es kein Experiment, weil sie unwiederbringlich ist. Experimentieren wir getrost mit allem Wiederholbaren: da ergeben dieselben

Bedingungen die gleichen Resultate. Es gehört zum aufklärerischen, offenbarungslosen Charakter aller Experimente, daß sie wiederholbar sind und damit den einzigartigen Charakter des 1. Januar 1953 oder der Frühstunde um 6 am 24. Juni verleugnen. Die lebendige Gruppe ist, wie alles Lebendige, ein Geheimnis, das zu seiner Zeit offenbar wird und nur im günstigen Zeitpunkt konstellierte. Die Blüte bricht aus der Knospe zu ihrer Zeit. Je höher hinauf wir im Leben kommen, desto unwiderruflicher wird der Moment, desto unwiederbringlicher wird die Stunde, desto lebendiger wird das Ereignis. Die Grade der Lebendigkeit, die wir auch im Sozialleben zu unterscheiden haben, sind Grade der Unwiederbringlichkeit. Gott ist unerschöpflich, weil er sich nie wiederholt. Wir wiederholen uns desto mehr, je töter wir geworden sind. In meiner „Heilkraft und Wahrheit“ sind diese Stufen des Töteren und des Lebendigeren dargestellt. Aber im Sozialbereich wird diese Abstufung geleugnet. Gruppe gilt da als Gruppe; zwischen der Fröhlichkeit markierenden „Kraft-durch-Freude“-Gruppe und Schillers „An die Freude“ werden die grundlegenden Unterscheidungen von den Lewinisten und Mechanisten nicht gesehen. Wo immer es für „Forschung“ Geld gibt, grasst heute ein Gruppendynamik-Fieber, wo keck die beliebig wiederholbare Gruppe der unwiederbringlichen Gruppe gleichgesetzt oder untergeschoben wird. Da reitet derselbe Teufel in Sachen „Gruppe“, der die Herren La Mettrie und Robespierre in Sachen „Individuum“ einst gegen die Verteidiger der Einzelseele ritt. Damals ersetzte der Wille und die Vernunft des einzelnen den Aufklärern die geheime Offenbarung und das offenbare Geheimnis der Seele. Damals wurden der Urwähler und der Staatsbürger als wiederholbare Größen erfunden. Heute und morgen wird der Teufel des

zwanzigsten Jahrhunderts die Gruppen, Kollektive, Brigaden und Teams erfinden und von uns verlangen, wir sollten diese mechanischen Gebilde für die „Zellen“ des gesellschaftlichen Lebens nehmen. Der Kommunist und der Psychotechniker, Moskau und Chikago, organisieren so „die anderen“. (Sie selber freilich immer wohlweislich ausgenommen.)

Demgegenüber diene dem nicht der Aufklärung verfallenen Leser die Konstellation am Himmelszelt als Stab und Stütze. Wir wollen es nicht vergessen, daß wir die Geheimnisse unseres Schöpfers an den Tag leben. Wir sind sein heiliges, weil unwiederholbares Experiment. Wir treten unbekannt und als Geheimnis in die Sprache unserer Umwelt ein und wir sollen in dieser Sprache am Ende anerkannt und bekannt werden. Dies geschieht mit der Zeit. Es geschieht und kann nur geschehen zu seiner Zeit. Es gilt also, die lebendige, geschöpfliche Gruppe von der mit Rockefeller-Geld erforschbaren Gruppe abzuheben; dazu müssen wir uns dorthin wenden, wo uns Sterblichen die Zeit sich als heiliges, lebenspendendes Maß aufdrängt. Das aber ist der Himmel. Den Kalender eröffnet uns der Sternenlauf des Firmaments. Dort haben zuerst Menschen gelesen, daß nicht aufhören sollen Frost und Hitze, Winter und Sommer, Tag und Nacht, ein jegliches zu seiner Zeit. Nicht das tote Weltall der Quantenmechanik, aber die Sprache der Konstellationen kann vielleicht unser Menschlichstes vor dem Rasen der Psychotechniker, Technokratiker, Sozialökonomien usw. retten, nämlich unsere Unwiederbringlichkeit.

Dies ist die eine Stütze für meine Behauptung, ohne die Sterne seien wir Menschen auf Erden verloren im Mißverständnis unserer selbst als Moleküle in mechanisch organisierbaren Gruppen. Diese Stütze wehrt also

dem Weggeschwemmtwerden durch eine rasend gewordene Soziologie.

Die andere Stütze ist gleichfalls nicht sehr entlegen: *Die Menschen verkleiden sich in der Gesellschaft.* Denn wir tragen Kleider. Diese Kleider verhüllen unsere Scham. Sie gewinnen uns Zeit. Sie erlauben uns, die leiblichen Wandlungen unseres Daseins ungesehen zu überleben. Kleider geben uns Stand und Amt und Rang und Charakter, unabhängig von unserer eigenen Schwäche und unserem Versagen. Die Kleider geben uns Macht und Charakter; als Uniformen, Amtstrachten, Festgewänder und Kostüme ersparen sie uns lange Einleitungen und Vorbereitungen.

Wenn wir auftreten, weiß jeder, wozu wir da sind, dank unseres Kleides. Dieser Machtzuwachs durch das Amts-„Kleid“ muß aber erkaufte werden. Er kostet den Preis der Lebendigkeit. Müde und alt, senil oder krank, leichtfertig oder feige mag die Person sein, die da mit Krone, Talar, Generalsrock vor uns tritt. Das Kleid wird zur Tünche. Das ist der Preis der Einkleidung. Wenn wir also die Arbeitsgruppen oder die Offiziersstäbe bloß auf ihre Kostüme hin anerkennt, so könnten wir uns so täuschen wie die Franzosen 1940 über ihre Armee. Nicht jeder ist ein König auch in Unterhosen.

Das, was in den Menschen kraftvoll konstellierte, sind nicht die Betragenstechniken, sondern ihre Herzen. Aber das Herz ist unsichtbar; auch muß es unsichtbar bleiben. Denn es stirbt an Schamlosigkeit. Das scheinbare und in der Tat oberflächlich immer siegreiche Argument der Mechanisten der Gruppe nutzt die schweigsame Scham der Herzen aus: „Spricht die Seele ‚ach‘, spricht schon die Seele nicht mehr.“ So können die Gruppenmechanisten heute solchen Lärm machen, weil die Herzhaften-Gruppen anstandshalber stillbleiben.

Die mechanisch organisierte Gruppe der Hände, Köpfe, Typen kann viel von sich reden machen. „Ophelia liebt und schweigt.“

So würde immer die tote Natur siegen, könnten die Herzen nicht doch am Ende zu Worte kommen, trotz ihres zeitpunktlichen Reifens, ihres Harrens auf die gottgegebene Stunde. Die in uns hineinragenden und in uns den Rhythmus des Kosmos hineinschlagenden Herzen sind ohne Uniform auf der Erde. Sie stürben an der Uniform. Sie sterben auch im Experiment der Soziologen. Aber dazu hat unser Schöpfer uns den Himmel gewölbt, damit auch unsere schamhafteste Unwiederbringlichkeit sich verteidigen könne in entsprechenden Abbildern am Himmel. Der Mensch ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes; da er aber sich als Kapital oder Arbeit, als Deutscher oder als Russe einkleidet, so braucht er Entsprechungen seiner echten Gemeinschaften, dank deren sprechender Ähnlichkeit er aus allen Uniformen zurückfindet. Unseren echten Kombinationen entsprechen die Sterne am Himmelszelt. Leichter wird *die* menschliche Gruppe Gottes entsprechen, die in den Sternbildern ihr eigenes Abbild erkennt, als eine, die sich in den Massen des Kollektivs oder den Zähnen eines Zahnrades oder den Wassertropfen des Meeres zu spiegeln trachtet. Die fehlerhaften Korrespondenzen lähmen. — Dies also ist die zweite Stütze für eine Behauptung, der Name Konstellation sei keine Spielerei und kein Luxus für unser Leben bei der Arbeit. Im Abbild des gestirnten Himmels können wir die Charaktere vereinigen, die heute als unvereinbar gelten: den Charakter unwiederholbarer Ebenbilder Gottes und den der Zugehörigkeit zu vorübergehenden Teams bei unserer Massenarbeit an der Welt. Bei der Arbeit entsprechen wir Konstellationen deshalb, weil diese aufgehen und untergehen.

Die meisten Leser des Buches sind ja noch in der Spannung Christentum—Individualismus aufgewachsen. Von 1789 bis 1933 haben sie mit dem Leben Jesu die Lehre vom unwiederholbaren „Individuum“ verteidigt. Diese Leser seien darauf aufmerksam gemacht, daß ein ganz neuer Feind seit 1917 oder 1933 uns abtötet: dieser Feind ist der soziologische Kollektivismus. Er beschreibt tote organisierte Gruppen und lügt sie zum Volk, Kollektiv, zum Träger des Lebens um. Nur wer diesen irdischen und unterirdischen Feind in Politik und Gelehrsamkeit überall erkennt, wird begreifen, welche Dringlichkeit dem Aufblick zu den Sternen zukommt. Denn nur in den Sternen dürfen sich unsere Herzensbünde spiegeln. Als Ebenbild Gottes muß „Der Mensch“ unsichtbar und inkognito bleiben. Das heutige Spiel mit dem Menschenbild ist unbiblisch. Aber Sternbilder bilden sich allerdings auf unseren Lebenswegen vorübergehend, und sie dürfen wir im Glauben erfassen, d. h. wir dürfen sie ganz ernst nehmen, obwohl sie letzten Endes vorübergehen.

Darauf wollen wir nun gleich die Anwendung machen, als Probe aufs Exempel. Wir alle sind Nutznießer der Technik. Das soll heißen, uns steht es nicht frei wie den „Intellektuellen“ oder Nihilisten, die großartige Elastizität der globalen Produzentenballungen zu verketzern. Eine junge Freundin aus der Schweiz kam in die Vereinigten Staaten und ersparte sich vom Mai bis September 450 Dollars. Wie tat sie das? Sie schloß sich einem der „Combines“ an, die von Texas im Süden bis Saskatchewan im Norden über 2000 Kilometer weit hinauf ziehen und die Ernte mit ihrem kombinierten, Millionenwerte darstellenden Maschinenpark einbringen. Unverletzt an Leib und Seele und mit 2000 Schweizer Fränkli in der Tasche, hat sie die Heimreise angetreten. Was wäre daran zu tadeln?

Sollten wir nicht lieber staunen? Aber unsere Wörterbücher und Konversationslexika kennen nicht einmal den Begriff dieser „Combines“. Fletcher Pratt's „History of the Civil War“ ist ein amerikanisches Preislied auf den Geist der „Combination“.

Hier ist angeblich unpersönlicher Kollektivismus, Masse. Aber wer näher hinsieht, ohne Ideologie oder Ressentiment, der lernt von dieser massiven Arbeitsvereinigung zur Bewältigung eines Erdteils, worauf es ankommt, um kranke und heile Masse zu unterscheiden. Die Kirchenväter haben das getan; weil sie nie auf Schlagworte hereinfließen, haben sie sehr scharf zwischen *massa* und *massa perditionis* unterschieden. Die Masse ist bloß Teig. Die *massa perditionis* ist keiner Gestalt mehr fähig.

Soweit der Wirtschaftsprozeß knetbare, plastische Mitarbeiter braucht, ist ihm seit Adam grub und Eva spann, das Recht zugekommen, uns einzugliedern. „Individuen“, „Menschen mit dem Palmenzweig“, Bürger von 1789, Intellektuelle, die sind allerdings zu frei, um Wachs oder Teig bei der Handhabung der Arbeitskräfte oder der Kriegsheere abzugeben. Wir anderen sterblichen Menschen aber sind alle noch kindlich genug, um uns Arbeitsprozessen unserer Gemeinschaft freudig hinzugeben.

Gewiß sind dieser Hingabe Grenzen gesteckt. An dem Beispiel der jungen Schweizerin werden die Grenzen deutlich. Die Kombination muß vorübergehender Art sein. Gerade die ständige Umformung zu wechselnden Arbeitsaufgaben in wechselnden Arbeitsgruppen erhält die Ehre der als *massa* – die Weltarbeit leistenden Menschenwesen. Das widerspricht und damit widerspreche ich also der Betriebsromantik, die einen lebenslänglichen Platz im Stall ein und desselben Betriebes der Freiheit des Arbeiters, sein Team zu wech-

seln, voranstellt. Diese Romantik sieht nur die „sinnlose“ Massenarbeit, aber sie übersieht zweierlei: das, was vorübergeht, die Arbeit, wird überhöht von der Seelenkraft, die heut diese, morgen jene Arbeitsgruppe aufzusuchen erlaubt. Diese Seelenkraft zum Arbeitswechsel (und übrigens auch zum Streik) wird in der verzweifelten Restaurationspanik Westdeutschlands zu leichtfertig abgeschrieben. Sie aber entspricht bei den Arbeitern dem echten Unternehmertum, nicht aber die Sekurität eines königlich-bayrischen oder königlich-hannöverschen pensionsfähigen Betriebsbeamten. Den „Combines“ gehört die Zukunft.

Der Stamm in der Fabrik

Zum Glück haben zu viele Männer und Frauen von 1914 bis 1952 diese Seelenkraft wohl oder übel in sich ausbilden müssen. Nichts hat mich mehr entbürgerlicht, als daß ich dreimal lange Zeit arbeitslos gewesen bin und der sicheren Professur und dem Amt immer wieder diese Gefahrenzone vorgezogen habe, um ein Mann bleiben zu können. Und diese Schritte, durch die ich der Arbeiter Schicksalszwang selber in mich aufgenommen habe, die sollte ich heut mißachten und vergessen? Ich flüchte nicht in eine Betriebsromantik. Ihr nachhängen kann nur der, welcher zehn Kilometer von den Sowjets das gesamte letzte Industriejahrhundert vergessen will. Wer die Wiedervereinigung mit dem Osten ernsthaft glaubt, der wird nicht im Westen bürgerliche Individual-Ideale aufpflanzen. Wir müssen zwischen *Massa* und *massa perditionis* scheiden; indem wir jene in uns anerkennen, mit ihrem kindlichen Mute zum Arbeitswechsel, und den Dank an die *Massa* für die Leistung der Industrie abtatten, können wir genau

sehen, wo erst der Marxismus zum Wahn wird. Der Marxismus hat die Masse mit Recht den blinden Liberalen vorgehalten. Aber aus Stolz auf diese wirkliche Entdeckung hat er den vorübergehenden Charakter jeder „Massierung“ geleugnet. Indessen nur darum ist die Schweizerin heil aus Kanada heimgekehrt, weil ihr Herz und Kopf nicht dem Kombinat ihrer Hände geopfert zu werden brauchten. Ihre seelische Heimat blieb also unangetastet: dazu aber mußte sie eine Heimat haben. Dies also ist das genaue Korrelat zur Flüchtigkeit und zur Manipulierbarkeit der Masse: weil flüchtig, weil manipulierbar, ist sie unfähig zur Heimatschaffung. Kirchen in der Fabrik und „Manager“ als Seelenführer sind Verirrungen. Der Manager hat kein Recht auf meine Seele, die Seele keine Hingabepflicht an den vorübergehenden Arbeitsplatz. Goethe hat gesagt, daß nichts, was kürzer wirke als ein Jahr, seelisch ernst genommen werden könne. Der Mensch kann fast alles einmal, manches mehrmals, wenigens immer tun. Nur in das aber, was in uns zum Immer heraufwächst, darf unsere Seele eingehen. Zeit-lebens müssen wir fähig bleiben, den Kram hinzuwerfen, wenn's zu dumm oder zu ungerecht wird: alle Hingabe, alle Seelenkraft gehört an diese Stelle im Lebensganzen, wo wir uns neu befreien.

Aber dies ist nur eine Abtragung vom Schutt vorindustrieller Ideale. Wir wollen ja auf die Konstellation im Betriebe hinaus. Diese Konstellation nun ist durchaus Bindung und Verbindung, seelische Einlassung. Aber sie ist nicht sakraler oder politischer Natur. Sie stammt nämlich aus der Technik selber und dem jeweiligen Stande der Technik, der Produktion. Wir wollen jetzt allerdings von Treue, Hingabe, Korpsgeist, Teamwork handeln. Aber wir müssen diese Bindemittel dem Gesetz aller Technik unterstellen. Wir haben nur so

sehr gegen eine unbedingte Sekurität eifern müssen, weil Fabriken nicht ewig sind wie die Kirche und auch nicht einmal lebenslänglich wie das Staatsbürgertum. Unsere Akademiker aber haben so viel Tönnies, Thomas von Aquino und Plato gelesen, daß sie zwischen Ewigem, Lebenslänglichem und Vorübergehendem niemals scheiden wollen. Die Technik schafft nun aber einmal nur vorübergehende Formen. Fünf oder fünfzehn Jahre sind gewiß kein Pappenstiel für eine Arbeitsgemeinschaft. Aber es verfälscht alle Wertmaßstäbe, wenn man ihre Lebensgesetze und ihre Lebensdauer sentimental an Kirche oder Staat mißt. Immer noch wird da ein falsches Ressentiment spürbar, als sei das Ewige „besser“ als das Flüchtige. Es ist nichts daran zu bedauern, daß Gruppen nicht ewig dauern. Auch Familien verstoßen gegen ihren Sinn, wenn sie für die Ewigkeit dauern wollen. Der Herr über Leben und Tod hat ihnen ihr Maß gesetzt. Deshalb heiraten gerade die Verwitweten wieder, die glücklich verheiratet gewesen sind. Das ist recht. Auch Maria hat trotz der Hoheit ihres Sohnes dessen Freund adoptiert. Wie konnte eine solche Mutter ohne Sohn bleiben? Aber alle altjüngferliche Sentimentalität will es umgekehrt. Für die Industrie ist ein solcher falscher Maßstab schon bisher verderblich gewesen. Denn weil man aus Werkstätten doch keine ewigen Altäre oder juristischen Personen machen konnte, blieb man zu faul, zwischen stündlichen und mehrjährigen Gruppen zu scheiden. Es lohnte ja den deutschen Akademikern nicht, so „geringfügige“ Unterschiede zu studieren. Bei einem Nationalideal des „Lebenslänglichen“ wurden die wirklich menschlichen Zeitmaße des Fabriklebens und seine unmenschlichen Zeithetzereien unvermischt in einen Topf geworfen. Diese geistige Faulheit muß von uns weichen.

Hier sei dazu aufgefordert, die echten Maße der Industriemassierungen und die Zufallsstunden und -sekunden wild gewordener Produktionshetzer so scharf zu scheiden, daß sie als das heraustreten, was sie sind: absolute Gegensätze; Tag und Nacht, Ordnung und Chaos der Betriebe stehen sich gegenüber, wenn der Blick vom Zeitnehmer zum Direktionsbüro hinüberwechselt.

Ich behaupte, daß eine lebendige Ordnung und eine tote Materialbetrachtung der Produktionsordnung sich entgegenstehen.

Ich behaupte, daß unsere an Kirche und Staat gebildeten Gedanken in Sachen Industrie rein materialistisch – materialistischer als die Marxisten – denken. Die lebendige Ordnung, die da ist, wird gerade von den nichttechnischen Volksteilen, also den Staatsbeamten, den Theologen, den Ärzten, den Nationalökonomien, so geflissentlich übersehen, daß sie unter dieser Mißachtung welkt. Ich behaupte, daß Organe des Volkes, denen die Anerkennung versagt ist, dadurch impotent werden. Diese Behauptung wird *die* lächerlich dünken, die bei den leiblichen Geschlechtsteilen von Männern und Weibern Gottes Schöpfung enden lassen. Aber Kirche und Staat sind höhere Potenzen von Seele und Geist; Seele und Geist sind Verallgemeinerungen von Weib und Mann. Wie unsinnig ist es, die Erhöhung des Lebens durch die Geschlechter-spaltung bei Adam und Eva enden zu lassen. Wer diesen Unsinn begreift, dem wird allerdings das Geschlechtliche umfassender sich darstellen als bloß im körperlichen Befund. Er wird sich fragen, wie denn das Weibliche und das Männliche auf den heilsgeschichtlichen Stufen sich immer neu durchsetzen. Und er wird dazu die innere Beziehung der weiblichen und männlichen Leistung verstehen müssen.

Ohne hier diese gewaltige und wahrhaftig das Heil in unserer Menschengeschichte enthüllende Spannung ganz auszudeuten, sei doch eines hier festgelegt, damit der Leser begreift, daß es keine neutrale Wissenschaft vom Gesellschaftsleben geben darf. Neutrale Wissenschaft nimmt den behandelnden Institutionen ihre Zeugungsfähigkeit. Christus als „charismatischer Typ“ und unsere Kultur als eine unter vielen werden beide zum Tode ohne Auferstehung verurteilt. Liebende Anerkennung ist eine Bedingung der Zeugungsfähigkeit aller höheren Lebensorgane. Sie können ohne diese Anerkennung existieren, aber nicht wirken. Damit vergleicht sich aber die liebende Anerkennung der teilnehmenden Öffentlichkeit dem Männlichwerden des Lebendigen, so daß es zeugen kann. Am Ausgang der Antike hat Galenus weiblich und männlich nicht länger logisch oder dialektisch bestimmt, sondern als einen Vorgang des Nach-außen-Tretens. Weibliches Leben ist voll lebendig. Es ruht in sich selber, und es hält alle Brücken der Entwicklung zur Vergangenheit offen. Das Weibliche ist lebendige Tradition und tradiertes Leben. Ihm gegenüber könnte auf den ersten Blick das Männliche sogar unvollkommener erscheinen. Denn es bricht weg von der Tradition und bewahrt die Kontinuität der Vergangenheit nicht. Aber, sagt Galen, das Männliche setzt den erneuernden Anfang. Es dringt nach außen in seinen Geschlechtsteilen. Indem Galen diese Wendung der Organe nach außen hervorhob, erkannte er im Manne den Träger der Offenbarung des sonst geheimen, in sich verschlossenen Lebens. Der Mann bewegt sich und schafft Bewegung. Er macht sich auf, den lebendigen Schoß zu suchen, und ihm verdankt also das Leben die Bildung künftiger Tradition, die Hinwendung zu einer umgestaltenden Zukunft. Wir werden zeigen, daß die Industrie ein

inneres Leben hat, daß aber diesem Leben die Wendung nach außen zur Weiterzeugung heut versagt wird. Denn die Welt der Industrie wird uns mitgeteilt und vorgestellt, also ob es sich da um ein Stück beobachtete Natur handle. Die Methoden der Beschreibung einer Industrie vernachlässigen den Unterschied zwischen den toten und den lebendigen Teilen des Beschriebenen. Das entspricht den zwei bisherigen Grundsätzen der Wissenschaft: gleichmütig zu bleiben und das höhere Leben aus dem niederen zu erklären. Beide Grundsätze kann man als das Todesprinzip der Wissenschaften zusammenfassen. Der Gleichmut verlangt, daß sich der Beobachter tot stelle; die Froschperspektive bewirkt, daß die Lebenden aus dem Toten erklärt oder abgeleitet werden. Ein Abtöten in ein bloßes Subjekt und in ein bloßes Objekt wird verlangt, trotzdem zwei Partner miteinander leben. Wenn also dies Todesprinzip die Max Weberschen oder Sombartschen oder Keyneschen Analysen leitet – und ihre kleinen Abschreiber übertreiben diese Doppelfälschung noch –, dann leben statt Eltern und Kindern vier Personen in einer Wohnung. Dann geht die Beschreibung der Fabrik von einem Quadratfuß in Glas oder Eisen zur Gesamtfläche fort, die bebaut ist. Sie geht von der einzelnen Arbeitskraft zu 200, 1500, 5000 Köpfen der Belegschaft fort, von der Zigarre zu einer Million Zigarren am Tage, die fabriziert werden: Die Warenmassen, die Kilowattstunden, die bedachte Fläche Produktionsraum, die Rippen aus Stahl, die Wände aus Beton, die malen sich im Kopf des Laien als „die Industrie“. Diese Anhäufung von toten Dingen und Belegschaftsziffern macht es geradezu unmöglich, irgendwo inmitten dieses Bildes den Trennungsstrich zwischen den toten und den lebendigen Elementen zu ziehen. Darauf aber käme es an, damit wir einem

„Bild“ Glauben schenken könnten. Denn Leben kann nie gemalt werden. Das muß man hören und wittern. Wie wenige Christen sind sich klar, daß die Froschperspektive nur komisch ist. Sie ist ihnen zu lange vorgedacht worden. Nun halten sie dieses Auf-den-Kopf-Stellen für natürlich. Immer ist ja „Natur“ das von der gefallenen Menschheit für normal angesehene Totenreich.

Die meisten „Christen“ machen ahnungslos diese Methode mit, das Höhere aus dem Niederen, das Lebende aus Totem abzuleiten oder sich entwickeln zu lassen. Noch vor hundert Jahren erregte dieses Froschgequacke als *generatio aequivoca*, als Zeugung von unten, Spott; so offenbar war der gedankliche Schwachsinn dieser Vorstellung, etwa die Sprache Pindars oder der Psalmen habe sich aus dem Geschwätz von Kindern „entwickelt“. Heute lacht niemand über diese unvorstellbare Vorstellung. Sie gilt für wissenschaftlich. Auf die Industrie angewandt, führte aber die Verblödung des Denkens zum Götzendienst. Denn hier greift das Tote um sich, wenn das Lebende nicht anerkannt wird. *Die falsche Methode verleiht dem Toten Macht.* Darum verehren unsere Gebildeten zwar nicht das goldene, aber das stählerne Kalb. Sie glauben z. B. tatsächlich, ungestraft auf Fabriken die toten Quanten: 1000, 4000, 10 000 Arbeiter anwenden zu dürfen. Hierin liegt das Heidnische im Sehen unserer Gebildeten und unserer Christen. Sie haben Augen zu sehen und sehen nicht. Denn das heidnische Auge kann in dem, was es sieht, keinen Trennungsstrich zwischen tot und lebendig legen. Die Nennkraft: „Dies ist tot; dies ist lebendig“, fehlt.

So blieb der „Partner“ in der Industrie 150 Jahre lang unentdeckt. Diese Tatsache sollte zeigen, daß die Wissenschaftler jedes Recht verwirkt haben, in Sachen In-

dustrie Glauben zu fordern. Daß liebende Anerkennung dem Lebendigen, auf das unser Blick fällt, sein Leben gläubig schenken muß, blieb dem doppelten Todesprinzip des Objekt- und Subjekt-Denkens ja verborgen.

Wie schon erwähnt wurde 1922 in meiner „Werkstatt-aussiedlung“ der Arbeiter zum Partner des Sozialwissens ausgerufen. Da aber Rechthaberei im Leben mit Grund verhaßt ist, so darf ich heut diesen Weg nicht noch einmal gehen. Jene Schrift darf nur als Zeugnis aus der Vorzeit hereinragen, daß auch ohne Zwang oder Furcht in voller Freiheit die Wahrheit längst ausgesprochen worden ist. Hingegen muß heut andersherum gedacht werden. Nicht als Ausnahme – wie damals – soll das Lebendige in die Industrie hineingerufen werden. Nein, heute geht es um den Erweis, daß Leben schon immer Leben, Totes immer nur Totes bewirkt hat. Die Industrie hat immer aus zwei Welten bestanden. Da waren die bloßen Massen der Belegschaft, der Produktionsziffern, der Maschinenhallen, der Kunden. Weil sie tot waren, wurden sie organisiert. Das Kennzeichen des Toten ist seine Organisierbarkeit, Photographie und Statistik veranschaulichen es. Im Gegensatz zu dieser durch Masse imponierenden Organisiertheit bestand immer die andere organische Welt der Fruchtbarkeit. Volles Leben ist nur das fruchtbare Leben. Das Wachstum, das unwahrscheinliche Wachstum der Industrie in zweihundert Jahren deutet schon darauf hin, daß hier echtes Leben, Organismus statt Organisation, gewuchert haben wird.

Allerdings ist es unter „Organisation“ verschüttet und mit abgebucht worden. Daher wurde es vielfach statt Wachstum bloße Wucherung. Wenn ich z. B. lese, es sei die Zahl der in der Industrie Beschäftigten um sound-

so viel hundert Prozent gestiegen, dann begreife ich, weshalb unser Zeitalter das der Krebskrankheit geworden ist. Denn in einer gesunden Gesellschaft stände die fruchtbare, die zeugungsfähige Lebensform im Denken zuoberst, dann käme darunter das bloß arbeitsame Leben und wieder eine Stufe tiefer die anorganische Masse des Toten, welches nur mechanisch organisierbar ist, z. B. alphabetisch in Katalogen und Telefonbüchern, quantitativ in Statistiken, enzyklopädisch in Leitfäden, steuerlich in Einkommensstufen usw. An Venus, Jupiter, Merkur haben die Alten diese drei Sphären verteilt. Wir müssen dasselbe tun⁵).

Bei unserer Industrie aber wird das Höchste, die Zeugungsfähigkeit, also die Gründung einer Fabrik, nicht als geistige Liebestat oben hingesezt und die Belegschaftsziffern unten. Daher erscheint das Steigen der Zahl der Beschäftigten als eine bloße Überschwemmung, ein „Ansteigen“ statt eines Zeugens. Wo die Fruchtbarkeit so mißdeutet wird, erscheint sie als Wucherung. Krebs ist Wuchern statt Zeugen. Die Individuen sterben also heut teilweise an den Wirkungen des Wahns, mit dem ihre Gesellschaft sich selber mißversteht. Denn keine Krankheit befällt einzelne. Die Seuchen befallen uns aus dem Ganzen heraus. Erst sind die Nationen geisteskrank; dann kriegen ihre Glieder ihren privaten Krebs. Dies sei uns zur Abwehr gesagt, weil die meisten Leser um diese Einbettung unserer Einzelleben in das Ganze nichts wissen wollen. So laufen sie zum Mediziner, obgleich ihre Gesellschaft krank ist. Alles aber kommt darauf an, den Sitz unserer Krankheit und unserer Heilung gerade in der Wahnstruktur des Ganzen wahrzunehmen.

Wo ist nun die Industrie zeugungsfähig? Wo ist sie rein lebendig ohne Beimischung von Totem?

Ich gebe Beispiele.

In einem der armen Hochmoorgebiete Oberbayerns ist eine Flüchtlingsindustrie erstanden. Ich lebte eine Woche in dieser auf Giftgranatenbunkern erstandenen Gemeinde. Das Siemenswerk dort beschäftigt nunmehr nach drei Jahren Anlaufzeit 1000 Arbeiter und will auf 1500 anwachsen.

Der Direktor sagte mir: „Wenn ich mich frage: was war das Wichtigste? Anders ausgedrückt: Wenn ich zu wählen hätte zwischen dem Fabrikat, den Firmennamen, den Kapitalien, den Arbeitskräften, dem billigen Grund und Boden, den Hallen, so würde ich in keinem dieser Umstände die entscheidende Grundlage unseres Erfolges suchen. Sie liegt in dem Stamm von etwa dreißig Ingenieuren, Vorarbeitern und Meistern. Dieser Stamm kam vom Hauptwerk in Berlin erst nach dem Elsaß, dann nach Hof. Zweimal also waren sie gezwungen, Werke aufzubauen fern der Mutterfirma; nun haben sie hier das dritte Mal zugegriffen. Einer dieser Meister hatte in Berlin mit einer Ausschußziffer von 7 Prozent in seiner Werkstatt gerechnet. Und da es sich um eine höchst empfindliche Operation handelte, wurden diese 7 Prozent allgemein zugestanden. In unserem Neubetriebe aber hat er durch das Anlernen von einem neuen Stamm noch unverbildeter Kräfte den Ausschuß auf die unerhört niedrige Ziffer von 4 Prozent gesenkt.“

Ein anderes Beispiel: Mein alter Freund B. V. kommt aus der Ostzone. Sein Vater ist mitsamt dem demonitierten Familienwerk 1945 nach Moskau verschleppt worden. Er selber hat dank der unverbrüchlichen Solidarität der gesamten Belegschaft das Werk an Ort und Stelle wiederaufgebaut. Es gehört ihm heut noch. Aber der Wahnsinn des „Plans“ hat ihn nach über fünfjährigem Kampf fortgetrieben. Nun muß er von vorn anfangen. Die Konkurrenz hat sich inzwischen

seiner Märkte bemächtigt. Sein Heldentum – im Osten berühmt – scheint versungen und vertan. Amerikanische Kredite kann er erhalten, aber nicht die dafür vorausgesetzten deutschen. Er will nämlich in West-Berlin wieder anfangen. Das scheint manchem westdeutschen Restaurator zu riskant. Ist alles verloren?

Dreizehn Stammarbeiter hat er kleckerweise mit herüberholen können. Die sind die lebendige Fabrik. In denen steckt sein Kapital. Und sie haben zu produzieren begonnen. Als ich ihn im Dezember 1952 sah, neigte sich zum ersten Male die Waage zu seinen Gunsten. Die dreizehn Stammarbeiter werden ihn durchretten. Sie imponieren sogar den Geldgebern.

Das dritte Beispiel kennt jedermann: Es sind die nach Heidenheim von den Amerikanern „mitgenommenen“ Zeissarbeiter aus Jena. Ein gebürtiger Heidenheimer ist seltsamerweise beim Jenaer Zeiss hängengeblieben, und eine dritte Gruppe hat sechs Jahre in Moskau gearbeitet. So sind aus dem einen Zeisswerk drei entstanden.

Diese Fälle, die jeder aus seiner Kenntnis des letzten Jahrhunderts vermehren kann, sind die wirklichen Quellen der Industriebiologie. Dazu braucht es des amerikanisierenden Geschwätzes von Team, Manager und Group dynamics durchaus nicht.

Die Leute, die ein Unternehmer als seine Mitarbeiter anerkennen muß, sind Teile seiner selber. Ihnen stehen die Arbeiter und Angestellten gegenüber. Die Mitarbeiter sind durchaus nicht dasselbe wie die Gruppe der leitenden Angestellten. Ein Vorarbeiter kann Mitarbeiter sein, ein Vizepräsident aber ein Parasit.

Mitarbeiter sind dem Betriebe, was dem lebendigen Kanton der Schweiz die Landsgenossen. Beide lassen sich haargenau definieren. Ein Bürger ist ein Gemeinde-

genosse, der beim Untergang der Stadt sie aus sich heraus neu zu erzeugen vermag. Ein Mitarbeiter ist ein Betriebsangehöriger, der beim Untergang des Betriebes ihn neu aufbauen kann.

Hier kommt uns die frühere Entdeckung der Dreistufigkeit zustatten:

1. zeugungsfähiges Leben,
2. organisches Leben,
3. organisierte Masse.

Da unsere Volkswirtschaft die Niveaus 1 und 2 aus 3 ableiten wollte, konnte sie Arbeiter von Mitarbeiter nicht scheiden; noch weniger aber konnte sie die Frage der Fortpflanzungsfähigkeit stellen oder beantworten. Und doch ist sie für die Betriebe der Industrie die Frage aller Fragen. Die „liberale“ Wirtschaftsdoktrin hat ihr Ethos gar nicht aus der „Freiheit“ der bestehenden Betriebe geschöpft. Ihr Ethos quillt aus der Freiheit der ungeborenen Unternehmen, ins Leben zu treten. Dazu traten seit 150 Jahren unausgesetzt Mitarbeiter aus bestehenden Betrieben in neu entstehende hinüber.

Die Zeugungskraft ihrer Lenden ist das Geheimnis des Wachstums der Industrie.

Wir sagten: echte Bürger vermögen die untergegangene Stadt neu ins Leben zu rufen; daran erkennt man sie. Echte Mitarbeiter können das Werk irgendwo und irgendwann neu „in Betrieb setzen“. Daraus folgt, daß die Bürger, die das können, und die Mitarbeiter, die sich das zutrauen, von den Wald-und-Wiesen-Bürgern und den Allerweltsarbeitern gründlich verschieden sind. Die echten Bürger und Mitarbeiter besitzen jene heroische Qualität der ersten Generation, in der der lebende Mensch und sein Amt so in eins fallen wie in Julius Cäsar. Die Welt hat von Cäsar den Kaisernamen erhalten. In seinem Leben war er

noch Gaius Julius Cäsar und schon Kaiser. Die zwei Stufen in einem — das eben macht das Heroische aus. Es ist unentbehrlich. Nur *die* Lebensformen sind standfest, in denen notfalls die beiden Stufen je und je wieder von ein und denselben Menschen gleichzeitig verkörpert werden. Die deutsche Industrie hat sich von 1945 bis 1952 auf den Frühindustrialismus neu aufgestockt, weil sie diesem doppelten Rückgriff auf das Leben als Amt und auf das Amt als Leben ihre Rettung verdankt. Die Doppelung aber kennzeichnete das heroische Zeitalter der Stiftung.

Also nicht die *Willkür* eines einzelnen ist hier neu in ihre Rechte eingesetzt worden, sondern der zeugungsfähigen Mitarbeiterstämme senatorischer Vorrang über der bloß angestellten Plebs ist sichtbar geworden. Angestellte und Arbeiter im weiteren Sinne gibt es nur, soweit ein Mitglied des Stammes sie anstellt oder ihnen Arbeit gibt. So erklärt sich das geheimnisvolle Zeitwort vom „Arbeitgeber“. Gibt nicht der sogenannte Arbeitnehmer dem Werk seine Arbeit?, ist oft gefragt worden. Dieser intellektuelle Witz geht an dem Schnittpunkt der Kraftlinien im Werk vorbei. Der Unternehmer entsendet Mitarbeiter in die Werkstätten. Auf sie kann er bauen wie auf sich selber, und in vielen Fällen — was nie zugegeben wird — kann er auf sie sogar besser bauen als auf sich selber. Nur wenn und solange ihm solche Arbeiter zur Hand sind, kann er den Betrieb organisieren. Sie selber also, die Mitarbeiter, sind nicht organisiert, denn sie besorgen ja vielmehr das Organisieren. Sie sind er selber; wie eine Frau die Schlüsselgewalt in Abwesenheit ihres Mannes ausübt, so übt der Mitarbeiter dieselbe Gewalt in der Werkstatt aus, die der Unternehmer im ganzen üben darf. Wo das nicht verstanden wird, verschlackt der Betrieb bürokratisch. Der eine Meister, der in Ober-

bayern jene Rekordsenkung der „Ausschußware“ erzielte, organisierte seine Werkstatt aus Neulingen. Er erzog sie von vornherein zur fehlerfreien Leistung. Weil er einstellte und erzog, erwies er seinen senatorischen Mitarbeiterang. Genau so viele „Arbeitskräfte“ wie er zu erziehen und einzustellen vermag, lassen sich in seiner Werkstatt organisieren. Überschreitet er diese Grenze, so verfällt die Werkstatt. Also ist es falsch zu sagen, dieses Meisters Werkstatt könne bei Ausweitung des Betriebes eine Ziffer X an Arbeitern stellen. Der Traum von „mehr gleich besser“ ist ausgeträumt, sobald der Mitarbeiter als der Schnittpunkt der Kräfte des Lebendigen und des Toten erfaßt wird. 10 000 Arbeiter zu beschäftigen heißt nunmehr gar nichts Sinnvolles mehr. Die Verhältniszahl zwischen Mitarbeitern und Arbeitern entscheidet vielmehr über die Chancen des Betriebes.

„Zehntausend“ kann sein Todesurteil aussprechen oder aber das höchste Lob für die lebendige Mitarbeiterschaft darstellen.

Werkstätten lassen sich also nur organisieren, wenn mindestens ein Mitarbeiter in sie entsendet werden kann. Das Hinundherwechseln vom Stamm zur Werkstatt und umgekehrt gehört zum Betriebe ähnlich wie der Wechsel zwischen Generalstäblern und Frontoffizieren im Heere.

Den Stamm bilden die Mitarbeiter, die Werkstätten, Büros, Filialen organisieren können. Ihnen muß das Geheimnis eignen, daß, was einer von ihnen weiß oder erfährt, dem Gesamtbetriebe zugute kommt. Dabei ist dieser Stamm ein Lebensprozeß, der aller bloßen Rechtsformen spottet. Am Stamm läßt sich wieder das lernen, was unsere Politiker vergessen haben: daß Monarchie, Aristokratie, Demokratie und Diktatur bloß Formen zweiten Ranges für die ewige Not, zu

regieren, sind. Ein Mitarbeiterstamm kann nämlich in allen diesen vier Formen sich ausprägen, ohne daß seine Lebensleistung, die Zeugungskraft, dadurch verändert würde. Hier mag ein Werk einen fähigen Diktator haben mit treuen Gefolgsleuten. Dort mag ein Ausschuß nach Art eines vornehmen Klubs sich gegenseitig tragen. Oder, wiederum anders, eine Art Gleichheitsdemokratie mag den Mitarbeitern in verschiedenen Perioden verschiedene Aufgaben abwechselnd zuweisen. Väter und Söhne, drei gründende Väter, vier erbende Söhne stehen als monarchische Form mir in einem Riesenwerk lebhaft vor Augen. Der „Stamm“ wird also nicht erfaßt, wenn das heutige politische Gerede von Betriebsdemokratie, Mitbestimmungsrecht, Herr-im-Hause-Standpunkt, Unternehmer-Initiative auf uns niederprasselt. Das sind alles formale juristische Kategorien. Wer in einer Ehe regiert, ist völlig nebensächlich gegenüber dem Dasein wirklicher Ehe. Der zeugungsfähige Stamm kann freilich juristisch gefördert oder vergewaltigt werden. Aber er ist eine prälegale Tatsache, ohne die es Industrie nicht gibt. Denn im Stamm ersetzt der sterbliche Mensch ja nur erst seine eigene Sterblichkeit. Gott ist überall und immer; wir sind nur hier und heut. Betriebe beruhen daher auf dem halbgöttlichen Geheimnis, daß unser heutiges und hiesiges Leben durch Zeugung sich auf morgen und durch Ausgliederung auf dort erstrecken läßt. Mitarbeit macht aus heut heut und morgen, aus hier hier und dort. Bloße Arbeit tut nichts dergleichen. Mitarbeit zaubert; wir erwerben ein Stückchen Ubiquität und eine Strecke Ewigkeit. Arbeit aber kann nur hier und heut Haufen bilden; sie bleibt entzaubert; den Räumen und den Zeiten gebietet jeder Mitarbeiter; die Masse aber verfällt ihnen so, wie der Mitarbeiter sie um sie herumstellt, oder umgekehrt aus-

gedrückt: die Masse wird in den Fabrikraum und die Fabrikzeit so eingestellt, wie der Mitarbeiter es anordnet. Deshalb also ist er der Arbeitgeber, weil er die Gelegenheit in Räumen und Zeiten gibt, weil er die Stunde und den Ort bestimmt.

Wer den Schnitt zwischen Mitarbeiterstamm und organisierter Masse legt, der wird gezwungen, neue Fragen zu stellen:

1. Zuerst ist ihm, statt des Maximums der Betriebsgröße, nur noch die Frage nach dem Optimum wichtig. Der Stamm diktiert etwas Bestes, nicht etwas Größtes. Jeder Betrieb erwirbt also eine maßvolle Gestalt, die aus dem Leben des Stammes, nicht aus dem Rechenschieber des Kostenbüros ihm zustammt. Die Betriebe werden dadurch profiliert. Es wird sinnlos, mit Belegschaftsziffern zu prunken, wo doch der Krebs den Riesenbetrieb aufzehrt, den die Mitarbeiter nicht lebendig durchdringen.

2. Das Leben des Betriebes versackt gegen die Peripherie hin. Das heiße Bemühen, beim letzten Hofarbeiter das Geheimnis des Wirkungsgrades zu enträtseln, ist zum Scheitern verurteilt. Das Leben pulsiert am stärksten da, wo Delegation von der Zentrale zur Werkstatt und zurück möglich ist. Da geht der entscheidende Stoffwechsel vor sich, der dem Betriebskörper seine Einzigartigkeit erwirbt.

3. Mitarbeiter und Unternehmer stehen sich nie „gegenüber“, sowenig sich Vater und Tochter oder Mann und Frau je „gegenüberstehen“. Es kann da kein Vertragsverhältnis geben. Partner mögen auch Verträge schließen, so wie Eheleute auch Eheverträge schließen. Aber die Ehe hat den Ehevertrag nur als Anhang oder Kodizill. Sobald Eheleute sich nur auf den Ehevertrag berufen, ist die Ehe selber tot. Für die Soziologen, die von der Fruchtbarkeit als Zeichen des erhöhten Lebens

nichts wissen, ist dieser Punkt 3 unverständlich. Sie denken, das seien sentimentale Rodomontaden über Liebe, Glaube, Hoffnung. Aber Liebe, Glaube, Hoffnung sind bionomische, Zeiten und Räume stiftende Ordnungen. Und dieser Punkt 3, weil er der unbekannteste Punkt ist, ist eben deshalb auch der Wendepunkt in der Betriebsverfassung. Denn wer diese Tatsache ausschöpfen will, daß Mitarbeiter sich vervielfältigen und deshalb sich nie „gegenüberstehen“, der lernt eine umwälzende Norm. Welche wäre das? Nun, im Stamm werden Erfahrungen gemacht, die zwingend sind. Jede Meisterung des Hier und Dort, des Heute und Morgen hebt nämlich uns Menschen in den Rang des Menschlichen, allwo der Geist die Tierleiber adelt. Und auf dieser Rangstufe schweigt der Neid und die engherzige Mißgunst. Amtsträger *müssen* dem Amtsbruder das gönnen, was sie selber zur Erfüllung ihres Amtes sich wünschen. Der Hauptstamm eines Betriebes, der sich seine Mitarbeiternatur eingestände, würde dadurch gezwungen, allen Unterstämmen alle die Vorrechte anzuwünschen, die er selber genießt.

Was bedeutet das praktisch? Nun, das höhere Leben ist keine Wohltätigkeitsanstalt. Den Arbeitern „Gutes“ zu tun, durch höhere Löhne, Pensionen, Kleinaktien, Werkwohnungen, das mag die ängstlichen Gewissen entlasten. Mit dem höheren Leben hat die Gutherzigkeit nichts zu schaffen. Denn diese Sozialpolitik will ja nur das Los der anderen, der ewig anderen lindern oder verbessern. Sozialpolitik steht mithin „gegenüber“.

Wir protestieren und haben seit 30 Jahren protestiert, diese wohlgemeinten Heftpflasterverbände für eine Gesundung der Industrie auszugeben. Leben ist erst heil, wenn es in rücksichtsloser Unschuld gelebt werden kann, ohne gesetzliches Skrupulantentum. In der

Bibel steht das Nötige darüber bei Lukas 5. In der Industrie heißt das: Sie ist da gesund, wo der Hauptstamm gerade den lebendigsten Kern seiner selber allen Unterstämmen mitzuteilen wünscht, wo der Hauptstamm den Unterstämmen das gönnt, was er selber fordert: die Verfügung über Arbeitsplatz und Arbeitszeit. Die schrittweise Ausgliederung der Betriebe ist kein Akt der Wohltätigkeit, sondern die unmittelbare Folge der Anerkennung des Lebensprozesses im Betriebe. Das heile Leben ist also das Leben, das unbefangen seiner Art sich freut, weil es sie in der Gattung weiter zeugen läßt.

Die industrielle kriegsheergleiche Schlagkraft hat Massen aufgeboden, und über den Massen, die sie aufbot, die Schlagkraft, kraft derer sie gebot, übersehen. Die letzten vier Jahrzehnte der Weltumwälzung werden dann zu unserer Gnadenzeit, wenn sie dem marxistischen Massenaufgebot die wirkliche Erfahrung der Schlagkraft neu entgegengesetzt haben werden. Denn hier hat sich Industrie noch einmal wie in ihrer Frühzeit erfahren. Und daher können sich Hauptstamm und Töchterstämme neidlos wiedererkennen und daraufhin sich gegenseitig die gleiche Meisterschaft über Räume und Zeiten zusprechen. Einstimmig, statt mitbestimmend, werden sich die Betriebe gliedern.

Damit wird das bisherige Prinzip der Sozialdebatte umgekehrt. Bisher verstand sich der Unternehmer dazu, die entgegengesetzte Funktion des $\frac{1}{10\ 000}$ seiner Belegschaft zu entschädigen. Das führte zu dem Unsinn, „andere“ glücklich zu machen oder Kapital der Arbeit gegenüberzustellen.

Wir sind vom Partner ausgegangen. Der aber ist wie ich. Dem Partner billige ich von vornherein denselben „Sinn“ zu wie mir selber. Was also dem Hauptstamm recht ist, ist den von ihm abstammenden Betrieben bil-

lig. Der Herr Direktor und seine Mitarbeiter müssen mal zu Hause bleiben oder verreisen oder die Arbeit an einem anderen Platze tun, damit sich der Betrieb erneuere. Friede statt Krieg wird in die Industrie einziehen, wenn möglichst viele Mitarbeiterstämme sich genauso zur täglichen Erneuerung des Betriebes aufgerufen wissen. Wie der Vater seine Tochter aussteuert, so kommanditiere das Betriebshauptquartier seine Tochterbetriebe. Nicht von unten nach oben, nein, von oben nach unten geht der Weg der Fortbildung und Fortpflanzung.

Der Präzedenzfall

Das künftige industrielle Abstammungswesen wird den Frieden zwischen Partnern bringen, oder es wird an seiner Organisation von bloßen Massen versacken und versanden.

Aber die Zeiten stehen günstig. Die gefährlichste Ecke ist passiert, Marxismus und Gruppenmechanik haben wohl ihren Rang als Heilswahn eingebüßt. Das Ausgliedern der Betriebe in Optima statt Maxima harret seiner technischen Durchdringung. Die furchterregende deutsche Agrarkrise wird sogar die wildeste Restauration dazu zwingen, aufs flache Land mit so viel Betriebsorganen wie möglich zu streben, wie das meine und andere Schriften oft dargetan haben⁶⁾.

So will ich nur mit einem Präzedenzfall schließen. Es ist nämlich alles dies schon einmal geschehen. Nur will es heut niemand wissen. Von 1000 bis 1250 sind in Deutschland einige 5000 Städte und einige 20 000 Burgen errichtet worden. Die neue Erfindung des Pferdegeschirrs ermöglichte diese Steinbauten. Diese Zusam-

menhänge illustrieren meine „Europäische Revolutionen und der Charakter der Nationen“ (Stuttgart 1951).

Das neue Lehnrecht schuf damals den unteren Heerschilden eigene Burgen und Lehen. Die Dienstmannen wurden abgeschichtet. Statt der riesigen Pfalzen mit Kasernenklischees, Kasernenställen, Kasernenschlafstellen sprangen die Kastelle auf, in denen Kompanien oder Korporalschaften frei leben durften.

Da wurde aus der Willkür des Lehnwesens das Lehnrecht freier Ritter. Die Romantik hat uns den Blick für diese großartige Befreiung des Mittelalters getrübt. Sie verklärte einfach alles, das Gute und das Schlechte, den Anfang und das Ende, und den Rechtskampf der Burgmannen hat sie in seiner großartigen sittlichen Wirkung nicht von der bloßen Knechtsgesinnung geschieden.

„Das Neue Abendland“ blickt zu tief in den höllischen Abgrund des Geschehens, um sich an romantischem Zierat zu gefallen. Soll es ein Neues Abendland werden, dann muß unser Krieg so großzügig zu Ende geführt werden wie der des Mittelalters. Sein heutiges Schlachtfeld ist die Technik. Der heutige Wahn kommt aus der Technik. Damals lieferten die Kreuzzüge das Schlachtfeld; das Fehderecht war der Wahn der Ritterheere. Als aber Barbarossa seinem Sohne den Ritterschlag des Dienstmannen erteilte, da bejahte er die Revolution der Manager seiner Zeit. Denn da wurde aus dem Erben der Krone ein Partner, ein Ritter unter allen. Und Zehntausende gewannen damals freien Wirkungskreis und sinnvolles Leben. Die Treue wurde in jedem Akt zeugungsfähig. Die Kompaniechefs mit ihren Kumpanen wurden selbständig auf ihren Burgen.

Wenn der Stamm, der das Leben der Arbeit trägt, weil

er die Zusammenarbeit hütet, zeugungskräftig wird, dann ist der Friedensschluß in der Welt der Arbeit in Sicht. Denn dann durchdringt organisches Leben die organisierten Massen, und statt des Kultes des eisernen Kalbes herrscht wieder die fruchtbare Wahrheit, die bestimmt, daß wir mitten im gebrechlichsten und vergänglichsten Leben der Gottheit unsterbliches Kleid wirken dürfen.

WEM GEHÖRT DER BETRIEB?

Der falsche Aristoteles

Kapital und Arbeit sind nur dann wirtschaftlich ver­ fugt, wenn Mitarbeiter entstehen. Denn nur der Mit­ arbeiter bringt den Gewinn, daß Filialbildung, Neu­ gründung, Nachfolge möglich werden. Ohne diese drei Früchte lohnt sich der Betrieb wirtschaftlich nicht. Die Nationalökonomien haben diese drei Bedingungen des Gewinnstrebens zu lange stillschweigend voraus­ gesetzt. Am Werke sind sie immer gewesen. Sie gehen der Dividende und dem Lohn voraus. Sie machen beide erst lohnend. Sie gehen den Waren voraus. Denn nur dank der Mitarbeiter läßt sich die Warenproduk­ tion steigern.

Bis in die letzten Winkel unserer Schulstuben und die kleinsten Anmerkungen unserer Lehrbücher bringt unsere Einsicht eine Umwälzung.

Seit einem Jahrhundert wird dieser Umwälzung aus­ gewichen. Und daher lernen Millionen nach wie vor zwei große Unwahrheiten:

Die erste Unwahrheit lautet:

Auf den einzelnen Menschen folgen

Haus,
Gemeinde,
Staat

als die nächsthöheren Gruppen. So steht's auf der ersten Seite von Aristoteles Politik, und so wird's pausenlos weiter eingetrichtert.

Die zweite Unwahrheit wird nicht einmal laut, aber stillschweigend steckt sie in der Frage aller Fragen:

Wem gehört der Betrieb? Privateigentum und Kollektiveigentum an den Produktionsmitteln werden seit Proudhons „Eigentum ist Diebstahl“ vor Gericht gestellt. Schon 1850 rief Giuseppe Ferrari (1811–1876) aus: „Unser Jahrhundert stellt die Frage nach dem Eigentum.“ Die kommunistische Dämonie, es dürfe niemandem etwas gehören, das Wegsteuern des Eigentums in den Erbschaftssteuern aller westlichen Länder bis zur praktischen Konfiskation, der erfolgreiche deutsche Wiederaufbau von 1945 bis 1952, die Mitbestimmung — sie alle setzen ungeheure Fragezeichen hinter das Wort Eigentum.

Die kleinste Fabrik darf heute nicht schließen ohne Zetermordigeschrei. Die Betriebe sind der privaten Willkür weitgehend entzogen. Wem gehören sie? Die Erschütterung des Rechtsgefühls äußert sich auf allen Seiten; bei den Juristen darin, daß sie nur noch als Handlanger der Wirtschaftsgruppen sich fühlen und von Gerechtigkeit nicht zu wissen vorgeben, bei jungen Unternehmern, die sich einbilden, nur in ihre Hände sei der Menschheit Würde gelegt, bei jungen Gewerkschaftlern, die beinahe einen politischen Generalstreik mitgemacht hätten und dann doch nur die Trübung ihres Rechtsgefühls bei sich vorfinden, aber keine Klarheit.

Die Frage „Wem gehört der Betrieb?“ und die Frage „Aus welchen Einheiten baut sich das Gesellschaftsleben auf?“ hängen zusammen. Wir wollen die antike Hypothek auf unserem Denken erst einmal abtragen. Hernach wird nämlich die Frage: „Wem gehört der Betrieb?“ einen anderen Sinn annehmen.

Also, mit unsterblicher Treue wird gelehrt, in allen Formen traditioneller Schulung, es baue das soziale Leben sich auf aus

Menschen,
Häusern,
Gemeinden,
Staaten.

Es ist das ähnlich wahr oder unwahr, wie wenn ich sagte, es baue sich das Heerwesen auf aus

Rekruten,
Korporalschaften,
Kompanien,
Regimentern.

Beide Thesen sind nichtssagend. Die Aussage wird aber erst heut unerträglich und schädlich, weil über diesen beliebten Gemeinplätzen das Hineinragen der Betriebe in Staaten und Städte und Familien vergessen wird. Ein Haus ist kein Betrieb, ein Betrieb kein Haus. Aus Betrieben bestehen unsere Städte nicht, sondern der Betrieb ragt aus der Gesamtwirtschaft über Wirtschaftszweig und Unternehmen in den Ort und die Familie hinein. Dank der technischen und wissenschaftlichen Grundlage unserer Produktion erhebt sich ihr Ganzes über seine Teile. Jedes Betriebes Lebensdauer wird vom Ganzen her bestimmt; sie wird ihm zugemessen, je nachdem seine Rohstoffe, seine Verfahren, sein Standort dem Stand der Technik entsprechen.

Die Wirtschaft ist größer als alle ihre Teile zusammengekommen. Nicht die Arbeitsteilung der Betriebe führt zur Weltwirtschaft. Vielmehr erzwingt die Welttechnik die Arbeitsteilung in Produktionszweige und Betriebe. Denn die Welttechnik ist das Kind einer weltweiten Wissenschaft. Und für diese gilt die Natur als ein einziger Raum.

Ein alter *oikos*, ein Haushalt, produzierte erst einmal und vorab soviel wie möglich alle Dinge des täglichen

Bedarfs selber. Nur mit wenigstem machte er sich abhängig vom Markt. Ein Betrieb verläßt sich auf alle anderen Betriebe; deshalb spezialisiert er sich auf so wenige Produkte wie möglich; die anderen Betriebe werden ihm überlegen, soweit sie sich noch kühner spezialisieren als er. Der Betrieb reicht also aus dem Ganzen in die kleinsten Räume und Gruppen hinunter. Der volle Gegensatz zwischen heidnischer Staatslehre und heutiger Ökonomie zeigt sich in der graphischen Gegenüberstellung⁷⁾:

- 5. Staatenbünde
 - 4. Staaten
 - 3. Gemeinden
 - 2. Oikos
 - 1. Individuum
-
- a) Wirtschaftsökonomie
 - b) Wirtschaftszweige
 - c) Unternehmen
 - d) Betriebe
 - e) Betriebsgruppen

Nirgends besteht die heutige Ökonomie aus Häusern oder aus Ländern oder aus Gemeinden, sondern die alten griechischen Silben *oikos* in Oikonomie, Ökonomie, beziehen sich heute auf das Ganze der Nation, der Gesellschaft, des Planeten. Bei Xenophon war *der* ein Ökonom, der haushielt mit Weib, Knecht und Magd. In der heutigen Ökonomie hält die ganze Welt haus.

Die Menschheit hält haus; die Menschheit vergeudet; diese beiden Sätze sind sogar heut bereits sinnvoller als die Analyse eines einzelnen Individuums, das spart oder Schulden macht. Denn wer in der Inflation Schulden macht, ist weise. Keinem einzelnen also werden seine Handlungen mehr zugerechnet werden dürfen,

um ihren Sinn zu finden. Sie wechseln ihren Sinn je nach dem Rahmen der Gesamtwirtschaft.

Die Liebesgruppe von Eltern und Kindern, die Hausgemeinschaft von Knecht und Magd, Ochs und Esel werden beide in der heutigen Ökonomie aufgelöst, während sie bei Xenophon die Brunnenstuben des Wirtschaftens waren.

Kirche und Wirtschaft

Ich will aber dem Leser den Gang der Ereignisse in seiner vollen Wucht vorführen, damit er nicht einen vorübergehenden Zustand oder eine Laune der Geschichte hier annimmt. Bitte keine Romantik. Seit ein-tausend Jahren ist eben darum gekämpft worden, es solle sich der *oikos* „entorten“. Aufhören sollte der Zwergbauer, und hereinbrechen sollte eine im Kampf mit der Natur geeinte Menschheit. Die Staatshistoriker haben diesen Kampf nur deshalb übersehen können, weil er sowohl die Kirche wie die Häuser betraf. Die Staatshistoriker starrten auf die Staaten. Von der Kirche abstrahierten sie. Die Haushalte hielten sie für unveränderlich.

In meiner Schrift „The Driving Power of Western Civilization“ steht ein Diagramm, das unsere Zeit gegen die Zeit Kaiser Heinrichs des Heiligen stellt; da sieht man das Unentrinnbare dieses Marsches. Dem Kaiser Heinrich II. war die Kirche eine, die Wirtschaften aber auf jeden Ort abgestellt; in jeder Kaiserpfalz sozusagen wurde alles vorrätig gehalten und alles produziert; doch es gab nur das eine Ewige Rom für den Geist. Nennen wir einmal Kirche kurz die ewige und Wirtschaft die alltägliche Ordnung eines

Bedarfs selber. Nur mit wenigstem machte er sich abhängig vom Markt. Ein Betrieb verläßt sich auf alle anderen Betriebe; deshalb spezialisiert er sich auf so wenige Produkte wie möglich; die anderen Betriebe werden ihm überlegen, soweit sie sich noch kühner spezialisieren als er. Der Betrieb reicht also aus dem Ganzen in die kleinsten Räume und Gruppen hinunter. Der volle Gegensatz zwischen heidnischer Staatslehre und heutiger Ökonomie zeigt sich in der graphischen Gegenüberstellung?):

- 5. Staatenbünde
 - 4. Staaten
 - 3. Gemeinden
 - 2. Oikos
 - 1. Individuum
-
- a) Wirtschaftsökonomie
 - b) Wirtschaftszweige
 - c) Unternehmen
 - d) Betriebe
 - e) Betriebsgruppen

Nirgends besteht die heutige Ökonomie aus Häusern oder aus Ländern oder aus Gemeinden, sondern die alten griechischen Silben *oikos* in Oikonomie, Ökonomie, beziehen sich heute auf das Ganze der Nation, der Gesellschaft, des Planeten. Bei Xenophon war *der* ein Ökonom, der haushielt mit Weib, Knecht und Magd. In der heutigen Ökonomie hält die ganze Welt haus.

Die Menschheit hält haus; die Menschheit vergeudet; diese beiden Sätze sind sogar heut bereits sinnvoller als die Analyse eines einzelnen Individuums, das spart oder Schulden macht. Denn wer in der Inflation Schulden macht, ist weise. Keinem einzelnen also werden seine Handlungen mehr zugerechnet werden dürfen,

um ihren Sinn zu finden. Sie wechseln ihren Sinn je nach dem Rahmen der Gesamtwirtschaft.

Die Liebesgruppe von Eltern und Kindern, die Hausgemeinschaft von Knecht und Magd, Ochs und Esel werden beide in der heutigen Ökonomie aufgelöst, während sie bei Xenophon die Brunnenstuben des Wirtschaftens waren.

Kirche und Wirtschaft

Ich will aber dem Leser den Gang der Ereignisse in seiner vollen Wucht vorführen, damit er nicht einen vorübergehenden Zustand oder eine Laune der Geschichte hier annimmt. Bitte keine Romantik. Seit ein-tausend Jahren ist eben darum gekämpft worden, es solle sich der *oikos* „entorten“. Aufhören sollte der Zwergbauer, und hereinbrechen sollte eine im Kampf mit der Natur geeinte Menschheit. Die Staatshistoriker haben diesen Kampf nur deshalb übersehen können, weil er sowohl die Kirche wie die Häuser betraf. Die Staatshistoriker starrten auf die Staaten. Von der Kirche abstrahierten sie. Die Haushalte hielten sie für unveränderlich.

In meiner Schrift „The Driving Power of Western Civilization“ steht ein Diagramm, das unsere Zeit gegen die Zeit Kaiser Heinrichs des Heiligen stellt; da sieht man das Unentrinnbare dieses Marsches. Dem Kaiser Heinrich II. war die Kirche eine, die Wirtschaften aber auf jeden Ort abgestellt; in jeder Kaiserpfalz sozusagen wurde alles vorrätig gehalten und alles produziert; doch es gab nur das eine Ewige Rom für den Geist. Nennen wir einmal Kirche kurz die ewige und Wirtschaft die alltägliche Ordnung eines

Volkes, so war ums Jahr 1000 der Alltag lokal, die Ewigkeit universal. Heut wird der wirtschaftliche Alltag universal, aber die ewigen Dinge werden in der Kleinstgruppe geordnet: etwa eine interkonfessionelle Ehe ist eine der erhabensten Erlebnisaufgaben. Nach kanonischem Recht vollgültig, verdichtet solcher Bund die weiten Himmelspole in die kleinste Hütte. Und es müssen wirkliche Ehegatten eines Glaubens werden.

Und zwar ist das von 1000 bis heute so zugegangen, daß in jedem Jahrhundert die Wirtschaft umfangreicher, die Seelengeheimnisse intimer geordnet werden müssen. Das Zurückgleiten der bekennenden Kirchen in große Landeskirchen ist nicht in der Wegrichtung des Heiligen Geistes.

- I. 1000 Der heilige Kaiser
Zahllose Pfalzen Eine Kirche
- II. 1550 Martin Luther
Viele Landeswirtschaften Wenige Landeskirchen
- III. 1750 John Wesley
Wenige Kolonialwirtschaften Viele Sekten
- IV. 1850 Kierkegaard
Eine Weltwirtschaft Jeder seine eigene Kirche

Fazit: Um 1000 ist die Kirche universal; das Wirtschaften ist individuell.

Heute ist die Wirtschaft universal; Kirchen sind individuell.

Uns ist die Wirtschaft weltweit und die Religion das Sakrament von zwei und drei in Gottes dreieinigem Namen geworden.

Heute ist vielleicht nicht nur mir klar, was für eine Explosion es geben muß, wenn wir alle technisch zusammenhängen, aber nicht zwei dasselbe glauben. Des-

halb wird 1950 neu gefragt: Was ist denn wirklich auch für die Wirtschaft noch ein Gegenpol gegen Stalin, was ist noch personal? Heute suchen wir also den Gegenpol gegen die *eine Weltwirtschaft*. Das Individuum, der Philosoph, der einzelne Arbeiter – die können der Gegenspieler nicht werden. Denn Kirche und Ökonomie haben ja aneinander vorbeigetauscht. Die Kirche hat aber nie aus einzelnen bestanden. Die Kirche ist immer Liebesleib und Seelenbund. Die Stelle der universalen Kirche von 1000 und die Stelle der universalen Wirtschaft von heute erklären sich aber zum Glück gegenseitig. Da, wo damals die einzelne Pfalz zum Bierbrauen für die Kavallerie und zum Kammerbedarf nötig war, da ist heute die kleinste Glaubensgruppe, der Mitarbeiterstamm einzusetzen. Dies ist der nicht mehr selber aus dem Betrieb her leitbare Mitarbeiterstamm; ohne ihn wäre die Ökonomie mit ihrem Latein zu Ende. Denn er stiftet Betriebe unaufhörlich. Er ist die Erneuerung in Permanenz.

Sieht man einmal diesen Rollentausch, so zeigt sich, daß im Grunde unser Inventar dasselbe ist, heute wie gestern: beides muß balancieren: Kirche und Wirtschaft. Denn diese ist die organisierte Gruppe der Arbeit, und die Kirche umfaßt die organischen Gruppen des Vertrauens. Nur solange es die zweiten gibt, lassen sich die ersteren organisieren.

Es zeigt sich ferner, daß, wer heute fragt: „Wem gehört der Betrieb?“ dieselbe Frage stellt, die sich nach dem Jahre 1000 erhob.

Nur lautete die Frage damals: „Wem gehört die Kirche?“ Damals gab es scheinbar Privateigentümer der Kirchen, so wie es heute scheinbar Privateigentümer der Betriebe gibt. Und der unabsehbare Investurstreit damals wurde gelöst, als man einsah, die Frage sei falsch gestellt. Auf die Frage „Wem gehört die Kirche?“

gab es vor tausend Jahren keine Antwort. „Wem gehört der Betrieb?“ heißt es heute, und wieder gibt es keine Antwort.

Aber wem gehört denn die Familie? Wem gehört der Staat? Wem gehört die Gemeinde? Diese Fragen kann nur der Narr stellen, der nicht mehr darauf hört, was in „gehören“ aufklingt.

„Gehören“ deutet immer auf den, dessen Zubehör oder Angehörige wir deshalb sind, weil er etwas zu sagen hat. Die Frage nach dem Gehören ist immer erst sinnvoll, wenn wir wissen, wer dem Zugehörigen etwas zu sagen hat. Die Familie gehört niemandem; der Staat gehört niemandem. Aber im Staat und in der Familie hören die Glieder aufeinander, *denn sie haben alle etwas zu sagen.*

Also gehört der Betrieb niemandem?

Gemach, das wissen wir noch nicht. Aber einen Schritt können wir tun, um uns die innere Freiheit und das Recht zu dieser Frage zu erwerben.

Die Zeugungskraft der Industrie

Die Urgruppen gehören niemandem. Denn sie sind umgekehrt die Gruppen, die etwas zu sagen haben. Darin spricht sich ihre Zeugungskraft aus. Man kann nicht hinter jedes Staatsglied einen Polizisten stellen, nicht hinter jedes Familienglied eine Gouvernante. Sie sind vielmehr ihre souveränen Glieder, die im Namen des Staates oder der Familie etwas zu sagen haben, auf das die anderen hören.

Und dahinter steckt mehr, als der Leser vermuten wird.

Ein Beispiel aus dem Staat soll ihm zeigen, daß dieser entscheidende Hintergrund fast immer verfehlt wird.

In Amerika erhob sich 1939 eine Diskussion über die staatsbürgerliche Erziehung arbeitsloser Jugend. Auf einer Tagung wurde da als Evangelium verkündet: „A citizen is a man who is profitably employed.“ (Bürger ist, wer gewinnbringende Arbeit leistet.) Die ganze Verzweiflung über das Jahrzehnt der Wirtschaftskrise 1929–1939 spricht aus diesem Satz. Denn mit der Linsensuppe der Betriebseinstellung schien das Bürgerrecht abgegolten. Ein Bürger sei schon, wer für seine Arbeit bezahlt werde.

Schämte sich niemand, das für staatsbürgerlich auszugeben?

Doch, es gab Widerspruch. Und ich drang durch. Und ich legte die höchste, statt der niedrigsten Funktion des Bürgers zugrunde, um ihn zu definieren. Die Überraschung war groß, als sich nun zwingend ergab: *Der* sei Vollbürger, der beim Untergang seiner Stadt imstande sei, sie neu ins Leben zu rufen.

A Minimum:

Ein Bürger ist der gegen Lohn arbeitende Mensch.

B Maximum:

Ein Bürger ist, wer eine Stadt neu gründen kann.

Die elende Definition A hatte die Vergänglichkeit der Stadt nicht bedacht. Wäre der Staat unsterblich, dann freilich wären seine Bewohner nur Funktionäre. Nun sind aber Familien, Kirchen, Gemeinden, Staaten alle todesbedroht. Alle Gruppen muß das heroische Mitglied erneuern. Im Stiftungsakt ist die Gemeinde auf das Lebensopfer des Mitglieds angewiesen. Also der Staat gehört zwar keinem Bürger. Aber dieser kann ihn neu ins Leben rufen. Insofern sind alle Gemeinschaften auf ihre Glieder angewiesen. Alle *die* zusammen also, denen dies Vermögen innewohnt, die Gruppe zu erneuern, *die* zusammen sind diese Gruppe.

Die freien Bürger, nicht Mauern, verteidigen die Stadt. Der Staat gehört niemandem. Aber seine Mitglieder erhören seinen Ruf.

Damit erhellt sich unsere Rechtsunsicherheit hinsichtlich der Betriebe. Sie wurden gedacht, als bestünden sie aus 1000 Arbeitern und 100 Drehbänken usw. usw. Aber der Betrieb besteht aus denen, die ihn bei der Zerstörung wieder in Gang setzen können. Alle ändern sind an diese angelehnt.

Gerade diese Erfahrung ist ja die Erfahrung des letzten Jahrzehnts mit seinem stupenden Wiedereingangssetzen der Betriebe. Wer den Betrieb wieder in Gang gesetzt hat, dem gehört zwar der Betrieb nicht, aber dieser *ist* der Betrieb. Meiner Schwester gehört unsere Familie nicht. Aber weiß Gott, ohne sie gäbe es die Familie schon lange nicht mehr.

Indem wir also hinter das alltägliche Dasein der Betriebe auf ihre Erzeugung blicken, entdecken wir die künftige Quelle des Rechts in der Industrie und in der Wirtschaft; denn wir erkennen, was gerecht ist. Wem das Leben verdankt wird, dem muß die Gemeinschaft Rechte zusprechen. *Denn er tut mehr als seine Pflicht.* Daß Pflichten Rechte geben, wird zum Überdruß uns mitgeteilt. Aber die Pionierleistung dessen, der den Pflichtenkreis neu erzeugt, ist die erste Rechtsquelle. Der Arbeiter, der in einem organisierten Pflichtenkreis tagaus, tagaus arbeitet, hat weniger Rechte als der Mitarbeiter, der erstmalig einer Werkstatt ihre Pflichten zuweist. Sein Recht quillt aus höherem Bezirk. Die Rechte im Betriebe gehören dem, dem das *Wiederaufleben* des Betriebes verdankt wird. Nicht der Alltag der Arbeitsteilung ist jemals die Grundlage der Gerechtigkeit, sondern der Nottag der Erneuerung. Der Vulgärliberalismus und der Vulgärmarxismus übersehen das. Und deshalb erholt sich die

Weltwirtschaft nur so lange, wie sie die intimen Liebesgruppen, die Mitarbeiterstämme, täglich neu ins Leben ruft. Ihnen gehört nicht der Betrieb, o nein. Denn sie sind der Betrieb, längst bevor er in Stahl und Ziegeln mit Händen zu greifen ist.

Damit gliedert sich das mystische „Kapital“ des neunzehnten Jahrhunderts in etwas Vielstufiges, Lebendiges, das keinen Eigentümer hat (wie das Geld oder die Ware), sondern jene seltsame mediale Stellung, weder Objekt noch Subjekt, aber statt dessen lebendig zu sein. Ich habe sie Trajekt und Präjekt getauft, diese Träger über den Abgrund der Zeit.

Arbeit und Kapital, extremes Minimum der Arbeitskraft hier, des Wirtschaftszweigs dort, mögen begrifflich so starr außerhalb einander bestehen, wie Ricardo und Marx und das Recht sie sahen. Noch 1935 hat ja der Höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten entschieden, daß die Arbeitskraft als Ware über den Ladentisch verkauft werde. Bis 1935 ist also die Beiseelung der Betriebe vom Recht verhindert worden. Denn in der steigenden Liste der Produktionsmittel stand die Ware „Arbeitskraft“ unter Rohstoffen, Energiequellen, Geld, Boden, Kredit, Ideen, Kapital vom Kapital am weitesten ab.

Die Welt des Betriebs hat für das Recht daher lange nicht existiert. Der Unternehmer schien eine Fabrik zu *haben*, in der er Arbeitskräfte anlegte. Die Belegschaft war das vorübergehendste Element in seiner Kapitalzusammenballung.

Aber heut hat den Unternehmer selber sein Schicksal ereilt. Er selber wird getrieben und betrieben. Den Betriebsleiter macht weder das Erbrecht noch der gute Wille. Das muß einer genauso können wie die Arbeit, am Drehstuhl. Der Betrieb verschlingt also nun den Unternehmer selber. Seine lebendigste Kraft, die Über-

zeugungskraft, weitere Betriebe auszugliedern, die hat der Unternehmer gerade nicht an und für sich, sondern nur als Mitglied des Betriebes. Das Kapital ist also bisher ebenso falsch definiert worden wie die Arbeitskraft. Die Ware Arbeitskraft war eine optische Täuschung, weil ich und meine Arbeitskraft sich nicht zerhacken lassen in ein Rechtssubjekt Ich und eine Rechtssache Mich. Aber das Kapital, das *Mir* nach der Theorie der Ökonomie zur Verfügung steht, war auch eine optische Täuschung. Denn ein Teil dieses Kapitals war die Mitarbeiterqualität und Stammesfähigkeit des Kapitalisten. „Die Unternehmerpersönlichkeit“ hieß sie bei Say. Sogar er übersah, daß hier Leben unter Lebenden sich abspielte. Da hört der Mensch auf, frei zu verfügen. Vielmehr ist er eingefügt, und dieser Einfügung in eine Gruppe verdankt er seinerseits seine eigene Lebendigkeit. Sowenig wie der Arbeiter über seine Arbeitskraft verfügt — sie muß eingefügt werden; er wird angestellt und eingestellt —, sowenig verfügt der Kapitalist über die Vorgänge, dank deren er selber ein Stück Kapital ist. Er muß ja zum Leben kommen dank Mitarbeitern, denen er vertrauen kann.

Beide Seiten des Klassenkampfes sind also zu abstrakten Gespenstern umgefälscht und als abstrakte Gespenster geordnet worden. Es gibt weder Kapital noch Arbeit außerhalb ihrer gegenseitigen Durchdringung, ebensowenig wie es Eheleute gäbe, wäre das Weib nur Weib und der Mann nur Mann. Die Frau hat die Schlüsselgewalt und der Mann muß im Notfall kochen, weil beide Menschen sind, Mann und Weib aber Spezialisierungen bleiben sollen. „Arbeit“ und „Kapital“ sind also äußerste Grenzfälle unter Mitarbeitern, und je mehr bloßes Kapital und bloße Arbeit es gibt, desto brüchiger ist die Wirtschaft. Die Be-

triebe selber sind die nach der Sintflut des neunzehnten Jahrhunderts sich langsam bildenden Erdreiche, in denen die Wahrheit wieder zutage treten kann. Und die Wahrheit ist, daß die Betriebe um so fruchtbarer gedeihen, je weniger Sinn es haben wird, Kapital und Arbeit in ihnen zu unterscheiden. Der Kapitalist verfügt nicht über sich selber als Kapital; der Arbeiter verfügt nicht über sich selber als Arbeitskraft. Beide erhalten nämlich ihre Gelegenheit erst in der Konstellation des Betriebes. Der Betrieb übt Einlassungszwang auf beide als Partner. Und erst aus der Partnerschaft erwerben beide die gemeinsame Eigenschaft, die weder das Kapital noch die Arbeitskraft an sich besitzen, den Bankzinsen und den Gewerkschaftsbeiträgen zum Trotz, die Eigenschaft nämlich, unausgesetzt neue Betriebe ins Leben zu rufen. Ohne diese Zeugungskraft aber ist die Industrie tot und die Wirtschaft hilflos. Dem Kapital, das Fabrik A mit 25 Mann aufgebaut hat, muß eben etwas widerfahren, ehe es weiterschreiten kann, um Fabrik B zu gründen. Mindestens eine Arbeitskraft in A muß dazwischen umgewandelt worden sein zu dem Mitarbeiter, der entweder A übernehmen oder nach B weitergeschickt werden kann. Dies ist bis heut bloß naiv immer wieder geschehen. Heut beginnt es daran zu fehlen. Daher wird die Einsicht in diesen zeugerischen Zwischenvorgang nötig. Sie macht aus Kapital und Arbeit vorübergehende Zuspitzungen, die unaufhörlich in fruchtbarer Entladung sich auflösen müssen.

Es ist die Leidenschaft der Theorie, uns unter das Toteste, den Begriff, zu zwingen. Das schadet nichts, wenn dann jedesmal doch das Unbegreifliche geschieht, das wir als das Lebendige in uns vorfinden. Vor 200 und vor 100 Jahren war die Theorie wenig gefährlich, denn der Siegeszug der Riesen und Zwerge, der Sieges-

zug der Industrie, begann erst. Jeden Tag wurden neue Betriebe gegründet. Heut stockt diese Kraft. Heut ist es mir in einer Debatte zwischen deutschen Ökonomen Ende 1952 in Hamburg begegnet, daß die künftige Neugründung von Betrieben aus einer wirtschaftspolitischen Debatte herausblieb. Das gäbe es nicht mehr. Anscheinend haben wir so viele Fahrplanbetriebe, daß viele die gerade bestehenden Hallen der Produktion mit der Produktion gleichsetzen. Da muß der lebendige Glaube sich neu der Begriffe bemächtigen, denn sonst schlagen sie uns tot. Der Gedanke aber weist den Begriffen ihre Plätze im Totenreich an. Mit Kapital und Arbeit zerlegen wir in zwei Begriffe, was nie getrennt im Leben sich findet. Wir zerlegen dies X mit Recht, damit immer höhere Industrialisierung, immer radikalere Arbeitsteilung geschehen könne. Aber weiter geht dieser Prozeß nur, solange Kapital und Arbeit sich jedesmal in einem bestimmten Betrieb lebensvoll durchdringen. Denn nur nachdem sie sich ineinander entladen haben, kann der nächste Betrieb aus dem vorhergehenden *den* Vertrauensmann gestellt bekommen, dem wir die Zeugungskraft der Industrie verdanken und künftig alle Erfolge überhaupt. Denn heut entfällt die Trennung von Landwirtschaft und Industrie. Die Produktion der Milch ist genauso spezialisiert wie Adam Smith's Nähfadefabrik. Heut widerfährt daher auch dem Bauernhof die Drohung des fehlenden Erben.

Die Nachfolge in die Mitarbeiterschaft ist heut über die gesamte Erde hin die Frage aller Fragen für jeden einzigen Betrieb. Sie plagt Stalin und Malenkow genauso wie den Bauer auf der Schwäbischen Alb⁹⁾.

Daher ist der hier aufgezeigte Rhythmus für die Welt verbindlich. In Kapital und Arbeit zerfällt vor jeder neuen Arbeitsaufgabe die Gesellschaft. Aber nur des-

halb zerfällt sie so in zwei Gegensätze mit aller Schärfe, damit sie sich in der Lösung jeder einzelnen Aufgabe neu verschmelze. Kapital und Arbeit müssen Mitarbeiterstämme erzeugen. Denn sonst könnten die Mitarbeiterstämme nicht die nächste Spaltung und den nächsten Fortschritt neuer Begegnung zwischen Kapital und Arbeit möglich machen. Aber auf ihnen allein ruht unsere Zuversicht, daß der weiten Welttechnik die liebende Kraft der Gruppe gewachsen sei. Je toller jeder neue Betrieb bloße Wanderarbeiter aufgreift, um sie aus weltweiten Kapitalmitteln anzusetzen, desto weiser muß jeder alte Betrieb bewährten Mitarbeitern die eingebauten Kapitalien anvertrauen, weil sie, die Kapitalien und die Arbeitskräfte, hier einander bereits ihrer gemeinsamen Bestimmung zugeführt worden sind.

Was aber ist ihre gemeinsame Bestimmung?

Wenn sie aufgehört haben, jemandem zu gehören, je mehr sie aufhören, jemandem zu gehören, desto vollständiger haben sie ihren Sinn erfüllt. Dort ist der alte Betrieb fruchtbar und Nachkommenbetrieb, wo sich die Scheidung von Kapital und Arbeit rechnerisch nicht mehr durchführen läßt, weil alle Arbeitskräfte sich zu Mitarbeitern bei den Neugründungen der Industrie eignen; denn damit sind sie zu dem Range des kostbarsten Kapitals aufgestiegen.

Sie sind unbezahlbar geworden.

Kapital und Arbeit tauschen ihre Plätze, sooft die Frucht der Arbeit, die filialfähige Gruppe, als die höchste Dividende eines Betriebs fühlbar wird. Die Geburt des nächsten Betriebes kann nie mit dem Handwerkszeug des liberalen oder sozialistischen Denkens erklärt werden. Denn beide, der vulgäre Liberalismus und der utopische Sozialismus, haben sich nur um den Alltag der Wirtschaft gekümmert. Martin Bubers neue Schrift „Pfade in Utopia“ ist ein gutes Beispiel des

liebenswertesten Denkens dieser Art. Es geht vom Bild der Produktion heute und hier aus. Weshalb sollte die nicht auf Freiwilligkeit, Höflichkeit und Freude beruhen wie in den Kibutz in Palästina? Ja, allerdings, warum nicht?

Aber der Rang eines Lebewesens wird nicht von seinem Alltag her bestimmt. Unser Rang bestimmt sich nach dem höchsten Akt, dessen wir ausnahmsweise fähig sind. Ein Bürger ist der, der den Untergang seiner Stadt durch ihre Neugründung wettmachen kann. Sehr selten wird das notwendig sein; aber nur wegen dieses Ausnahmefalls gewähren wir jedem mündigen Mitglied sein Stimmrecht zu den Ämtern in der Stadt. Wären wir alle bloß Esel, was wir ja oft genug sind, so würden wir allerdings nur essen und schlafen. Aber ausnahmsweise reproduzieren wir die Produktionsmittel selber. An diesem Vorgang muß sich die Ordnung der Produktion orientieren. William James, der größte amerikanische Philosoph und Psychologe, hat das so ausgedrückt: Weil ein menschlicher Zug nur einmal im Leben hervortritt, ist er nicht weniger maßgebend als die alltäglichen Züge. Vielmehr ist es gerade umgekehrt: je seltener eine Leistung notwendig ist, desto besser eignet sie sich zur Bestimmung unserer vollen und wahren Natur.

In der Politik ist diese Regel für alle Volksgenossen stillschweigend anerkannt, „daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war“. Aber in der Ökonomie ist sie erst in den Notzeiten nach 1945 so maßgebend geworden, daß niemand sie bei Strafe des Selbstmordes aus seinem nationalökonomischen Denken herauslassen darf.

Dem Kaiser Nero rief sein Lehrer Seneca zu: „Uns alle kannst du umbringen, nur nicht deinen Nachfolger.“ Der weise Betriebsleiter hat es nun erfahren,

daß die Industrie alle Rohstoffe der Erde ausbeuten darf, nur nicht die nachkommenden arbeitgebenden Elemente, die den Produktionsprozeß erweitern, umstellen und erneuern können. Diese sind kein Rohstoff, der sich kaufen oder ausbeuten ließe. Sie müssen dasein, ehe wir den Zugang zu irgendeinem Rohstoff finden können.

Denn wer einen Betrieb mitorganisiert, der reißt das verrohte, formlose Material der Welt in den Lebensprozeß der Menschheit zurück. Am Ende unseres langen Weges durch die Bruchstücke des Menschen steht er mit einem Male geheilt vor uns. In seiner Zusammenarbeit reißt er die Rohstoffe ins Leben zurück. Arbeit einverleibt gewesenes Leben dem lebendigen Leibe des Menschengeschlechts. Verbrauchen hängt mit brauchen zusammen. Und die Produktion einverleibt das, was wir zum Leben brauchen. Wer irgendeinen Moment der Weiterbildung, Fortpflanzung und Umgestaltung der Produktion mitbestimmt, dem gehört eine Stimme in der Produktion.

Aus den „Combines“ und den Stämmen fällt also auf das Wesen der Arbeit ein Licht, das denen nicht scheint, die auf die Produkte und die Zinsen und die Massen der Rohstoffe und Arbeitskräfte ihre Theorie aufbauen.

Denn wir haben nicht auf die Dinge, sondern auf die Lebenden geachtet, und nun erst blicken wir auf ihrer Hände Arbeit, und nun erst begreifen wir ganz ihre Stelle in der Erhaltung der Welt.

Wir leben ja in einem halbtoten Universum. Gewesenes Leben überhäuft uns: Petroleum und Kohle, einst waren sie Leben. Der Granit war in Glut wie der Basalt. Nun sind sie erkaltet. Aller Sauerstoff in unserer Luft ist aus Lebewesen entwichen, als sie zu Leichen wurden. So hat es schon vor mehr als hundert

Jahren Felix Ravaisson angesehen. Die Leichen kommen hinter den Lebewesen her. Unsre Physiker haben es also mit gewesenen Leben zu tun, mit Leichen, die ihr Leben ausgehaucht haben.

Arbeit bringt diese toten Massen an unseren Lebensprozeß neu heran. Deshalb haben wir von Einverleiben reden müssen. *Die Materie muß neu einverleibt werden. Daß heißt produzieren.*

Wer diese Einverleibung in Gang setzen, in Betrieb halten und ausbreiten kann, der ist unbezahlbar. Und ihm gehört die bezahlbare Welt.

ANMERKUNGEN

- 1) S. 19 Aus der Passionshymne des Venantius Fortunatus: „Formenreichtum, des Verderbers List, an unserer List zerschelle!“
- 2) S. 52 Näheres darüber in der „Konkordanz der Zeit — Heilkraft und Wahrheit“, Stuttgart 1952.
- 3) S. 73 In meiner Soziologie wird nachgewiesen, daß Lebendiges nur in abgeteilten Räumen leben kann.
- 4) S. 149 Werkstattaussiedlung. Untersuchungen über den Lebensraum des Industriearbeiters. Berlin 1922 S.15f. — „wissenschaftliche Pflicht, von den Menschen so zu reden, als seien sie anwesend. — Das Volk ist weder Material noch eine schweigende Bücherreihe. Die Volkswissenschaft zwingt sich, von dieser geistigen Anwesenheit ihres Objektes, oder wie wir jetzt richtiger sagen, ihres Partners (1922 in Sperrdruck), Notiz zu nehmen.“
- 5) S. 169 Im Einzelnen dargetan in „Heilkraft und Wahrheit, Konkordanz der kosmischen und der politischen Zeit.“ Stuttgart 1952.
- 6) S. 179 Werkstattaussiedlung, 1922
Lebensarbeit in der Industrie, 1926
Vom Industrierecht, 1926
Die Schranke des Sozialpolitikers, 1929
Arbeitsdienst — Heeresdienst? 1932
The Multiforimity of Man, 1946
Königshaus und Stämme in Deutschland von 911 bis 1250, Leipzig 1914
The Driving Power of Western Civilisation, Boston 1952
- 7) S. 186 Siehe dazu auch mein „Industrierecht“ Berlin 1926
- 8) S. 196 Nachgewiesen in meinen „Europäischen Revolutionen“. 2. Auflage 1951.

Privatdozenten in Darmstadt zum Ordinarius in Breslau für Deutsches Recht und Soziologie. Er wird 2. Vorsitzender der World Association for Adult Education. 1926 leitet er sein erstes schon 1912 propagiertes Lager des Freiwilligen Arbeitsdienstes. Am 1. 2. 1933 wandert er nach den U. S. A. aus.

An der Harvard-Universität wird er Kuno-Francke-Professor für deutsche Kultur und Kunst.

Präsident Roosevelt holt ihn bald für ein Führerlager des amerikanischen Arbeitsdienstes, das Camp-William-James. Z. Zt. lebt er in einem kleinen Dorf in Vermont, er züchtet dort Pferde und ist an einem benachbarten College Professor für Soziallehren.

575 S. 9451

141-

(11272)

14

7